Victor Hugo's
sämmtliche Werke.

Fünfzehnter Band.

Notre-Dame von Paris.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main, 1836.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Notre-Dame von Paris.

Deutsch

von

Franz Kottenkamp.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main, 1836.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Neuntes Buch.

1. Das Fieber.

Claude Frollo war nicht mehr in Notre-Dame, als sein Adoptivsohn so gewaltsam die verhängnißvolle Schlinge durchschnitt, worin der Archidiakonus sich selbst und die Zigeunerin gefangen hielt. Als er in die Sakristei trat, riß er die Alba, die Stola, den Chormantel sich heftig vom Leibe, warf sie dem erstaunten Küster in die Hände, entschlüpfte durch eine Hinterthür des Klosters und befahl einem Schiffer des Terrains, ihn auf das linke Seineufer überzusetzen. Dort eilte er in die hügeligen Straßen der Universität, ohne zu wissen, wohin er ging, indem er bei jedem Schritt Männer- und Weibergruppen begegnete, die sich lustig nach dem Pont St. Michel in der Hoffnung drängten, noch bei Zeiten anzukommen, um die Hexe am Galgen zu sehen. Er war blaß, rasend, verblendeter und verwirrter, als ein von Kindern am hellen Tage verfolgter Nachtvogel. Er wußte nicht mehr, wo er war, was er dachte, und ob er träumte. Er ging, lief in jede Straße, auf die er zufällig traf, ohne sie zu

wählen; er sah sich gleichsam verwirrt, getrieben von dem schrecklichen Grèveplatz, von dem er dunkel fühlte, er liege hinter ihm. So ging er den Berg St. Genièvе entlang, und verließ endlich die Stadt aus dem Thore St. Viktor. Er fuhr fort, zu fliehen, so lange er die Ringmauer der Thürme der Universität und die seltnen Häuser der Vorstadt erblicken konnte; als aber eine Falte des Terrains ihm das verhaßte Paris gänzlich entzogen hatte, als er sich auf hundert Stunden von der Stadt entfernt, im Felde und in einer Wüste wähnen konnte, blieb er stehen, und es schien, als athme er auf.

Da drängten sich furchtbare Gedanken in seinem Geiste. Er durchschaute seine Seele und bebte. Er dachte an das unglückliche Mädchen, das er vernichtete und wodurch er vernichtet ward. Er warf einen verstörten Blick auf die gewundenen Pfade, worauf das Geschick sie beide führte, bis am Durchschneidungspunkte sie sich unerbittlich Beide an einander zerschmetterten. Er dachte an die Thorheit seiner Gelübde für die Ewigkeit, an die Eitelkeit des Wissens, der Keuschheit, der Religion, der Tugend, an die Nutzlosigkeit Gottes. Mit Freude versank er in böse Gedanken, und je mehr in seinem Herzen er sich in sie vertiefte, vernahm er das Hohnlachen des Satans in seinem Herzen.

Er grins'te noch bitterer, wenn er, seine Seele so durchwühlend, den weiten Raum erblickte, den in seinem Herzen die Natur den Leidenschaften bereitet hatte. Alle

Bosheit, allen Haß regte er tief im Innern auf, und erkannte mit dem kalten Blick eines Arztes, der den Kranken untersucht, Haß und Bosheit sei nur verfehlte Liebe; Liebe, die Quelle alles Edlen im Menschen, wende sich im Herzen eines Priesters zum Entsetzlichen; ein Mann, wie er, habe nur zum Teufel werden können, als er die Priesterweihe empfing. Dann lachte er furchtbar und ward plötzlich wieder blaß; denn er betrachtete die scheuslichste Seite seiner unheilvollen Leidenschaft, die giftige, nagende, hassende, unversöhnliche Liebe, die das Weib nur zum Galgen, ihn selbst zur Hölle führte, für Esmeralda das Todesurtheil, für ihn die ewige Verdammniß.

Dann begann er wieder zu lachen; denn er dachte, Phoebus lebe; der Kapitän sei munter und heiter, trage ein schöneres Wamms, wie je, und besitze eine neue Geliebte, die er hinführe, zu schauen, wie die frühere den Tod erleide. Sein Lachen der Verzweiflung verdoppelte sich, wenn er bedachte, daß von allen lebenden Wesen, deren Tod er erstrebte, er nur die Zigeunerin nicht verfehlte, das einzige Geschöpf, das er nicht haßte.

Vom Kapitän gingen seine Gedanken auf das Volk über, und ihn ergriff Eifersucht unerhörter Art. Er dachte, wie das Volk, das ganze Volk jenes Weib, das er liebte, fast nackt erblickte. Verzweifelt rang er die Arme bei'm Gedanken, dies Weib, dessen Gestalt auch nur im Schatten erschaut, ihm das höchste Glück bereitet

hätte, sei am hellen Tage einem ganzen Volke, wie für eine wollüstige Nacht gekleidet, gezeigt. Er weinte aus Wuth über dies entweihte, befleckte, für immer gewelkte Geheimniß der Liebe. Er weinte aus Wuth, wenn er dachte, wie viel unreine Blicke über dies lose geknüpfte Hemd sich freuten; wie das reizende Mädchen, die jungfräuliche Lilie, der Becher voll Schaam und Entzücken, den er nur zitternd mit den Lippen berührt hätte, zum öffentlichen Napf ward, woraus die niedrigste Bevölkerung von Paris, Diebe, Bettler, Lakaien, ein schaamloses, unreines, geschändetes Vergnügen schöpften.

Und wann er dann wieder das Glück zu ahnen suchte, das ihm auf der Erde hatte zu Theil werden können, wäre er nicht Priester, wäre sie nicht Zigeunerin, hätte sie Phoebus nicht erblickt und ihn geliebt; wann er dachte, ein Leben voll Heiterkeit und Liebe sei auch ihm möglich gewesen; auf der Erde gäbe es hin und wieder glückliche Paare, die bei'm Anblick der Abendsonne oder der gestirnten Nacht am Ufer der Quellen und in Orangenhainen, unter süßem Gespräche schwelgten; hätte Gott es gewollt, so wäre er mit ihr ein gesegnetes Paar geworden. Dann zerschmolz sein Herz in Zärtlichkeit und Verzweiflung.

Oh! sie ist es! dieser fixe Gedanke kehrte folternd ihm unaufhörlich wieder, nagte ihm am Gehirn, und zerschnitt seine Eingeweide. Er empfand keine Reue. Alles, was er gethan, war er bereit, noch einmal zu

vollbringen; ihm war es erwünschter, sie unter den Händen des Henkers, als denen des Kapitäns, zu erblicken. Doch litt er so tiefen Schmerz, daß er oft Büschel von Haaren sich ausriß, zu sehen, ob sie ergrauten.

Da quälte ihn der Gedanke, jetzt sei vielleicht der Augenblick, wo die scheusliche Kette, die er am Morgen erblickte, die scheusliche Schleife, den schönen, schlanken Hals zuschnürte. Schweiß drang aus allen seinen Poren. Dann lachte er wieder teuflisch, wann er bedachte, wie er Esmeralda am ersten Tage heiter, sorglos, geputzt, tanzend, geflügelt, und an ihrem letzten Tage im Hemd erblickte, wie sie langsam, mit nackten Füßen, die doppelte Leiter des Galgens hinaufstieg. Dies doppelte Bild dachte er sich in solcher Weise, daß er einen furchtbaren Schrei ausstieß.

Während dieser Orkan der Verzweiflung seine Seele zerbrach, zerriß und niederbeugte, beschaute er rings um sich die Natur. Zu seinen Füßen durchsuchten Hühner pickend ein Gesträuch, strahlende Käfer erhoben sich zur Sonne, über seinem Haupte flohen graue Wolken am Himmel vorüber; die Thurmspitze der Abtei St. Viktor strebte vom schiefernen Obelisk empor; ein Müller betrachtete pfeifend, wie die arbeitenden Schwingen seiner Mühle sich regten. Dies thätige, geordnete, ruhige Leben erweckte auf's Neue seinen Schmerz; er stürzte weiter.

Bis zum Abend durchrannte er das Feld. Diese

Flucht vor Natur, Leben, Gott und Menschen dauerte den Tag hindurch. Bisweilen stürzte er mit dem Antlitz zu Boden und wühlte mit den Nägeln das emporkeimende Korn aus der Erde. Bisweilen stand er in einsamen Dorfgassen still; dann nahm er sein Haupt zwischen die Hände, suchte es von den Schultern zu reißen und auf dem Pflaster zu zerschmettern; so unerträglich waren seine Gedanken.

Als die Sonne unterging, überdachte er seine Stimmung und fühlte sich dem Wahnsinn nahe. Der Sturm, der in ihm von dem Augenblick an wüthete, wo er Hoffnung und Willen, die Zigeunerin zu retten, verloren hatte, ließ ihm nicht einen ruhigen und gesunden Gedanken. Seine Vernunft war fast gänzlich untergraben; in seinem Geiste weilten nur zwei deutliche Bilder, Esmeralda und der Galgen; Alles andere war verdunkelt. Beide Vorstellungen zeigten ihm eine furchtbare Gruppe; je fester er hierauf alle ihm noch übrige Denkungskraft heftete, stieg in phantastischer Progression der Reiz, die Schönheit, das Licht der Einen, die Schrecken des Anderen; so daß Esmeralda ihm zuletzt wie ein Stern, der Galgen wie ein ungeheurer, fleischloser Arm erschien.

Es ist bemerkenswerth, daß der Unglückliche während dieser Folter nie ernstlich daran dachte, sich selbst zu tödten. So war sein Charakter; er hing am Leben; vielleicht schaute er wirklich die Hölle jenseits der Gränze seines irdischen Daseins.

Es ward immer dunkler. Das ihm noch verbliebene Lebensgefühl mahnte ihn an die Rückkehr. Er wähnte von Paris weit entfernt zu sein, fand aber, als er sich orientirte, daß er nur die Ringmauer der Universität umwandelt hatte. Rechts schaute er fern die Thurmspitze von St. Sulpice, und die drei schlanken Thürme von St. Germain-des-Près. Als er rings um die zackige Mauer von St. Germain das „wer da!“ der Waffenleute des Abtes vernahm, wandte er sich hinweg, und schlug einen Fußweg ein, der ihn in wenigen Augenblicken zum Saume des Pré-aux-Clercs führte. Diese Wiese war berühmt durch den Lärm, der Tag und Nacht hier herrschte; sie war die Hydra der armen Mönche von St. Germain: Quod monachis St. Germani pratensis hydra fuit, clericis nova semper dissidiorum capita suscitantibus. Der Archidiaconus besorgte, hier Jemanden zu begegnen; er scheute sich vor jeglichem Menschenantlitz; die Universität, die Vorstadt St. Germain hatte er vermieden, und wollte nur so spät als möglich in die Straßen zurückkehren. Er ging die Wiese entlang, schlug den einsamen Fußweg ein, der sie von Dieu-Neuf trennte, und gelangte endlich zum Seine-Ufer. Dort fand Claude einen Schiffer, der für einige Deniers Parisis ihn bis zur Spitze der Cité die Seine hinauffuhr, und an der einsamen Erdzunge auf's Land setzte, die sich parallel mit der Insel des Kuhhirten über die Gärten des Königs hinauszog, und wo der Leser Gringoire schon träumen gesehen hat.

Das einförmige Schaukeln des Kahnes und das Brausen des Wassers hatten den unglücklichen Claude einigermaßen betäubt. Als der Schiffer zurückfuhr, stand er stumpfen Sinnes auf dem sandigen Ufer und erblickte die ihn umringenden Gegenstände nur durch vergrößernde Schwingungen, die ihm eine Art Phantasmagorie aus dem Ganzen bildeten. Die Ermüdung eines heftigen Schmerzes äußert häufig die Wirkung auf den Geist.

Die Sonne war hinter dem Thurm von Nesle verschwunden, das Dämmerlicht begann. Der Himmel und die Fluth des Stromes strahlte in weißem Schein. Zwischen dem weißlichen Glanz beider streckte das linke Seineufer, worauf er den Blick geheftet hielt, seine düstere, durch die Perspektive immer mehr verminderte Masse hin, und drang in den Nebel des Horizontes wie ein schwarzer Pfeil. Es war mit Häusern bedeckt, von denen man nur den dunklen, durch das Schwarz gehobenen Schattenriß auf dem hellen Grunde des Himmels und des Wassers bemerkte. Wie Löcher eines Gluthofens begannen Fenster hin und wieder zu funkeln. Dieser lang gestreckte dunkle Obelisk zwischen den weißern Tüchern des Himmels und des Flusses, der an dieser Stelle ziemlich breit ist, machten auf Claude einen sonderbaren Eindruck, vergleichbar dem Gefühle eines Menschen, der am Fuß des Strasburger Münsters, auf dem Rücken hingestreckt, den ungeheuren Thurm in den Schatten der Dämmerung sich verlieren sieht. Claude

stand zwar aufrecht, und der Obelisk lag hingestreckt; wie aber der Fluß im Reflex des Himmels den Abgrund unter ihm verlängerte, schien das ungeheure Vorgebirge eben so kühn in die Leere hingeschleudert, und der Eindruck blieb derselbe. Der Eindruck war um so tiefer, da der Obelisk einem Strasburger Münster von zwei Stunden glich; da er ein Unmeßbares, Riesenhaftes, ein Bau, wie noch kein Menschenauge ihn gesehen, zu sein schien. Die Kamine der Häuser, die Zinnen der Mauern, der Nesle-Thurm, alle hervorspringenden Punkte, die den kolossalen Obelisk durchbrachen, vermehrten die Täuschung, und spiegelten dem Auge Ausschnitte einer buschigen und phantastischen Skulptur. Claude im Zustand seiner Fieberphantasieen wähnte mit lebenden Augen den Thurm der Hölle zu schauen; die tausend aus ihm schimmernden Lichter schienen ihm Löcher des ungeheuren, inneren Ofens; ferne Stimmen und Lärm erklangen ihm wie Angstgeschrei und Röcheln. Er bebte, hielt die Hand an die Ohren, um nichts mehr zu hören, wandte den Rücken, um nichts mehr zu sehen, und suchte schnell der furchtbaren Erscheinung zu entfliehen.

Allein die Erscheinung war in ihm. Als er die Straßen wieder betrat, erschienen ihm die Vorübergehenden, die bei'm Schein der Kaufmannsläden sich drängten, als hin- und herwandelnde Gespenster. Sonderbares Geräusch schwirrte ihm in den Ohren, sonderbare Phantasieen verwirrten seine Gedanken. Er sah

weder Häuser, noch Wagen, noch das Pflaster, noch Männer und Frauen, sondern nur ein Chaos verwirrter Gegenstände, deren Umrisse in einander verschwammen. An einer Straßenecke lag ein Gewürzladen, dessen Schirmdach nach undenklichem Gebrauch rings mit blanken eisernen Reifen besetzt war, woran im Kreise hölzerne Lichter hingen und im Winde wie Kastagnetten klapperten. Er glaubte, im Dunkel das Bündel der Skelette von Montfaucon klappern zu hören.

„Oh!" murmelte er, „der Nachtwind schlägt sie an einander und mischt das Klappern ihrer Knochen mit dem Klirren der Ketten. Vielleicht hängt auch sie hier!"

Betäubt wußte er nicht mehr, wohin er ging. Nach einigen Schritten stand er auf der Brücke St. Michel. Vor einem Fenster im Erdgeschoß stand ein Licht; er trat heran. Durch die zerbrochenen Scheiben sah er in ein schmutziges Zimmer, das eine dunkle Erinnerung ihm erweckte. In diesem, nur matt durch eine Lampe erleuchteten Zimmer saß ein blonder, frischer Jüngling mit heiterem Gesicht, der ein lüstern gekleidetes Mädchen unter lautem Lachen umarmte; neben der Lampe saß ein altes Weib, die mit mäckernder Stimme sang. Da der junge Mann nicht fortwährend lachte, so hörte der Priester bruchstückweise den Gesang der Alten.

Wimmle, Grève-Platz, und lärme,
Trag' des Volkes dichte Schwärme,
Während du, mein Rocken, schön
Fäden spinnst, den Strick zu drehn;
Wimmle, Grève-Platz, und lärme.

Oh, von Hanf, ihr lieben Seile!
Leute, streut auf manche Meile
Statt des Korns des Hanfes Saat!
Diebe wissen doch nicht Rath,
Zu entwenden Galgenseile.

Wimmle, Grève-Platz, gedrängt!
Wird ein lieblich Kind gehängt,
Schön, den schmier'gen Galgen schmücken,
Sind die Fenster voll von Blicken;
Wimmle, Grève-Platz, gedrängt!

Der junge Mann lachte und liebkoste das Mädchen. Die Alte war die Falourdel, das Mädchen eine Dienerin der Freude, der Jüngling Claude's Bruder Jehan.

Claude fuhr fort zuzuschauen. Bei jedem Schauspiel, das sich dargeboten hatte, würde er dasselbe gethan haben.

Er sah, wie Jehan ein Fenster hinten im Zimmer öffnete, einen Blick auf den Kai warf, wo tausend erleuchtete Fenster in der Ferne blinkten, es wieder zuschlug und sagte: „Bei meiner Seele! die Nacht fängt an. Die Bürger zünden ihre Lichter und Gott seine Himmelslampen an.“ Dann kehrte er zum Freudenmädchen zurück, zerbrach eine auf dem Tisch stehende Flasche und rief aus: „Schon leer! Beim Teufel! Ich habe kein Geld mehr! Isabeau, meine Liebe, ich bin nicht eher mit Jupiter zufrieden, als bis er deine weißen Brüste in zwei schwarze Flaschen verwandelt hat, aus denen ich Tag und Nacht Beaune-Wein trinken kann.“

Das Mädchen lachte über den schönen Scherz, und Jehan trat aus dem Hause. Der Archidiakonus hatte kaum Zeit, sich zu Boden zu werfen, um von seinem Bruder, der ihm grade entgegentrat, nicht erkannt zu werden. Glücklicher Weise war die Straße dunkel und der Student betrunken. Dieser bemerkte dennoch den Archidiakonus, wie er auf dem Pflaster lag. „Oh, oh! rief er aus, „der hat lustig gelebt!"

Dann stieß er Dom Claude, der den Athem anhielt, mit dem Fuß. „Gänzlich betrunken, regungslos," meinte Jehan. „Ein Blutigel, der vom Faß gefallen ist. Er ist ein Kahlkopf, ein Greis. Fortunate senex!"

Jetzt hörte Dom Claude, wie er sich mit den Worten entfernte: „Die Vernunft ist doch etwas sehr Schönes! Mein Bruder, der Archidiakonus, ist doch sehr glücklich, Vernunft und Geld zu besitzen!"

Da stand der Archidiakonus auf und rannte auf Notre-Dame zu, deren ungeheure Thürme er im Schatten über die Häuser emporragen sah. Als er keuchend auf den Vorplatz gelangte, fuhr er zurück und wagte die Augen auf das unheilvolle Gebäude nicht zu erheben. „Ach!" sprach er leise, „so Furchtbares ist heute morgen hier wirklich vorgegangen?"

Dann wagte er, einen Blick auf die Kirche zu werfen. Die Façade war düster; der Himmel strahlte hinter ihm von Sternen. Die Mondscheibe, die am Himmel daher zog, befand sich in dem Augenblick am Gipfel des

Thurmes rechts, und schien, wie ein leuchtender Vogel, am Rande des mit schwarzen Kreuzen durchschnittenen Geländers zu sitzen.

Das Thor des Klosters war verschlossen. Stets aber trug der Archidiakonus den Schlüssel des Thurmes, worin sein Laboratorium war, bei sich. Er schloß die Kirche auf.

Dort fand er das Dunkel und das Schweigen einer Höhle. Im dichten Schatten sah er jedoch, daß die Gewänder der Ceremonie des Morgens noch nicht entfernt waren. Das große silberne Kreuz schimmerte noch auf dem schwarzen Tuch, gleich der Milchstraße am Nachthimmel, die langen Fenster des Chors zeigten über dem schwarzen Gewande die obere Spitze ihrer Bogenfenster, deren Gläser, von einem Mondesstrahl durchdrungen, nur die zweifelhaften Farben der Nacht eine Art Violett, Weiß und Blau zeigten, die man sonst nur auf Leichengesichtern bemerkt. Der Archidiakonus, als er ringsum die bleichen Spitzen der Bogenfenster schaute, wähnte die Mitren der zur Hölle verdammten Bischöfe zu erblicken. Er schloß die Augen, und als er sie wieder öffnete, schien es ihm, als beschaue ihn ein Kreis blasser Gesichter.

Er floh durch die Kathedrale. Da schien es ihm, als bewege und belebe sich, als schwanke die Kirche, jegliche Säule schlage wie mit Klauen in den steinernen Grund, die gigantische Kathedrale werde zum wunderbaren Elephanten, der mit seinen Pfeilern wie mit Füßen

wandle, die Thürme wie den Rüssel ausstrecke, und dem das große schwarze Tuch zur Decke diene.

Das Fieber oder der Wahnsinn war auf solche Höhe gestiegen, daß die ganze äußere Welt dem Unglücklichen nur zur sichtbaren, furchtbaren, berührbaren Apokalypse ward.

Für einen Augenblick fühlte er Erleichterung. Als er unter die Seitensäulen trat, bemerkte er hinter Pfeilern ein röthliches Licht. Er eilte darauf zu, als wär's ein Stern. Es war eine ärmliche Lampe, die Tag und Nacht das öffentliche Breviarium von Notre-Dame hinter ehernem Gitter erleuchtete. Begierig stürzte er auf das heilige Buch zu; denn er hoffte, in ihm Trost und Ermuthigung zu finden. Das Buch war bei einer Stelle Hiob's aufgeschlagen, welche sein starrer Blick durchlief: „Ein Geist fuhr an meinem Antlitz vorüber, ich hörte seinen Hauch, und mein Haar sträubte sich empor."

Als er die düstern Worte las, empfand er das Gefühl eines Blinden, der Stacheln am Stabe fühlt, den er aufnahm. Seine Kniee wankten, er sank auf's Pflaster und dachte an die, welche an dem Tage gestorben war. Er fühlte, wie so viel ungeheure Dünste durch sein Gehirn zogen, daß sein Kopf ihm ein Schornstein der Hölle zu werden schien.

Wahrscheinlich blieb er lange in dieser Lage, unfähig zu denken und unter der Hand des Teufels gleichsam versunken. Endlich raffte er einige Kräfte zusammen und

faßte den Gedanken, zu seinem treuen Quasimodo in den Thurm zu fliehen. Er stand auf, und da er Furcht empfand, nahm er, um sich auf dem Wege zu leuchten, die Lampe des Breviariums. Dies galt für Schändung des Heiligthums; doch er kümmerte sich jetzt nicht um solche Kleinigkeit.

Langsam, voll geheimen Schauders, der sogar die wenigen auf dem Vorplatz Vorüberwandelnden ergriff, als sie das geheimnißvolle Licht von Luke zu Luke im Thurm emporsteigen sahen, wandelte er die Treppe hinauf.

Plötzlich empfand er die Frische des Luftzugs auf seinem Gesicht und stand unter dem Thore der höchsten Galerie. Die Luft war kalt, an dem Himmel zogen Wolken vorüber, deren breite weißliche Streifen über einander herfuhren und an den Winkeln sich stießen, so daß sie dem Eisgang eines Flusses im Winter glichen. Die Mondscheibe, in der Mitte der Wolken gleichsam strandend, schien ein Schiff des Himmels unter Schollen der Luft.

Er senkte den Blick, beschaute einen Augenblick durch das Gitter von Säulchen, welches beide Thürme vereint, durch einen Flor von Nebel und Rauch, die schweigende Masse der spitzen, zahlreichen Dächer von Paris, wie sie gedrängt und klein dem sanftwogenden Meer einer Sommernacht glichen.

Der Mond warf schwache Strahlen darüber hin, so daß Himmel und Erde eine Aschenfärbung erlangten.

In dem Augenblick ertönte die schrillende Stimme der Glocke. Es schlug zwölf. Der Priester dachte an zwölf Uhr Mittags. „Oh," sprach er leise, „jetzt wird sie kalt sein!"

Plötzlich löschte ein Windstoß seine Lampe und zugleich sah er an der entgegengesetzten Seite der Galerie eine weiße weibliche Erscheinung. Er zitterte. Neben dem Mädchen stand eine kleine Ziege, die ihr Mäckern mit dem letzten Schlage der Thurmuhr mischte.

Er besaß noch die Kraft, hinzuschauen. Sie war es; blaß und düster; ihr Haar umflog, wie am Morgen, ihre Schultern. Doch um den Hals war kein Strick geschlungen, ihre Hände waren frei; sie schien ihm frei und todt. Ihr Kleid war weiß, und ein weißer Schleier floß von ihrem Haupte hinab.

Langsam, den Blick zum Himmel gewandt, ging sie auf ihn zu. Ihr folgte die wunderbare Ziege. Er fühlte sich versteinert, so daß es ihm unmöglich ward, zu fliehen. Bei jeglichem ihrer Schritte, mit dem sie vorwärts trat, trat er einen Schritt zurück.

So kam er in das dunkle Gewölbe der Treppe. Erstarrt ward er durch den Gedanken, auch sie werde ihm hierhin folgen; hätte sie dies gethan, wäre er vor Schrecken gestorben.

Wirklich trat sie zur Thür der Treppe, verweilte dort einen Augenblick, blickte starr in's Dunkel, allein ohne, wie es schien, den Priester zu sehn, und ging vor-

über. Sie schien ihm größer, als während ihres Lebens; durch ihr weißes Kleid erblickte er den Mond und hörte ihren Athem.

Als sie vorüber war, stieg er mit der Langsamkeit, wie der beim Gespenste gesehn, die Treppe hinab; seine Haare sträubten sich; die erloschene Lampe hielt er in der Hand. Und wie er die Spiraltreppe hinabwandelte, vernahm er deutlich eine höhnende Stimme, die ihm zuflüsterte: „Ein Geist zog vor meinem Antlitz vorüber, ich vernahm seinen Hauch, und es sträubte sich mein Haar."

2. Bucklig. Einäugig. Hinkend.

Jegliche Stadt im Mittelalter und bis auf Ludwig XII., jegliche Stadt in Frankreich besaß ihre Freistatt. In der Fluth der Strafgesetze und der barbarischen Gerichte, welche die Stadt überschwemmte, waren es Inseln, die über dem Strom menschlicher Gerechtigkeit emporragten. Jeglicher Verbrecher, der sie betrat, war gerettet. In einem Weichbild befanden sich sogar beinah eben so viele Freistätten, als Galgen. Auf der einen Seite sah man Mißbrauch der Ungestraftheit, auf der andern Mißbrauch der Strafen, als strebten beide Mißbräuche, sich auszugleichen. Königliche Paläste, Hotels der Prinzen, besonders aber Kirchen besaßen das Recht der Freistatt. Wollte man bisweilen eine ganze Stadt wieder bevölkern, ernannte man sie zu Freistätten. So ernannte Ludwig XI. 1487 Paris zum Asyl.

Sobald der Verbrecher die Freistatt einmal betreten hatte, war er geheiligt; er mußte sich aber hüten, sie zu verlassen; ein Schritt außer dem Heiligthum stürzte ihn wieder in die Wellen. Rad und Galgen bewachten das Heiligthum sehr scharf und lauerten stets auf ihre Beute, wie Haifische ein Schiff umschwärmen. Man sah Verurtheilte, welche im Kloster, auf der Treppe eines Palastes, in dem Garten einer Abtei, unter der Halle eines Palastes Greise wurden; so ward denn auch die Freistatt zum Gefängniß, wie jedes andre. Bisweilen verletzte auch ein feierliches Urtheil des Parlaments die Freistatt und überlieferte den Verurtheilten dem Henker; doch dies ereignete sich selten. Die Parlamente scheuten sich vor den Bischöfen; denn trafen beide Roben hart an einander, so hatte der Advokaten-Rock mit dem Chorkleide kein gleiches Spiel. Bisweilen jedoch, wie sich dies in der Angelegenheit der Mörder des Henkers von Paris, Petit-Jean, und in der des Emery Rousseau, des Mörders von Jean Vallerie, ereignete, übersprang die Gerechtigkeit die Schranken der Kirche und schritt zur Vollstreckung ihres Richterspruchs; aber wehe dem, welcher mit bewaffneter Hand eine Freistatt verletzte, wenn wenigstens nicht ein Spruch des Parlaments vorhanden war! Man kennt den Tod von Robert von Clermont, Marschall von Frankreich, und Jean von Châlons, Marschall von Champagne, und dennoch handelte es sich nur um einen elenden Mörder, einen gewissen Perrin Marc,

den Diener eines Wechslers. Allein die beiden Marschälle hatten die Thore von St. Mery erbrochen, und darin bestand das unerhörte Verbrechen.

Jede Freistatt ward von solcher Achtung umgeben, daß diese nach der Tradition sich sogar bis auf die Thiere erstreckte. Aymoin erzählt, ein von Dagobert gejagter Hirsch habe sich in die Kapelle des heiligen Dionys geflüchtet, und die Meute sei plötzlich bellend still gestanden.

Die Kirchen hatten in der Regel ein Kämmerchen, die Geflüchteten aufzunehmen. So ließ Nicolas Flamel unter den Gewölben von St. Jacques de la Boucherie ein kleines Zimmer bauen, das ihn vier Livres, sechs Sols, sechzehn Deniers Parisis kostete. In Notre-Dame war dies eine kleine Zelle oben am Seitengang unter den Gewölbpfeilern, grade da, wo die Frau des Thurmschließers gegenwärtig sich einen Garten angebaut hat, der sich zu den hängenden Gärten Babylons eben so verhält, wie ein Lattich zum Palmbaum, eine Thürhüterin zur Semiramis.

Dort hatte Quasimodo nach seinem triumphirenden Lauf um Galerien und Thürme Esmeralda niedergelegt. So lange der Lauf dauerte, hatte das Mädchen nicht zur Besinnung kommen können; halb schlafend, halb wachend fühlte sie nur, daß sie emporstieg, in der Luft schwebte und flog, kurz, daß etwas sie über die Erde erhob. Von Zeit zu Zeit traf das laute Lachen, die brausende Stimme Quasimodo's ihr Ohr; dann schlug sie die Augen auf und

sah ein verwirrtes Bild der tausend Schiefer- und Ziegeldächer von Paris wie ein rothes und blaues Mosaik, und über ihrem Haupte die entzückte, erschreckende Gestalt Quasimodo's. Ihre Augenwimpern schlossen sich wieder, sie wähnte, Alles sei vorbei, sie sei hingerichtet und der mißgestaltete Geist, der ihr Geschick geleitet, habe sie wieder ergriffen und entführt. Sie wagte ihn nicht anzuschauen, und ließ sich forttragen.

Als aber der Glockenläuter, keuchend und mit zerzausten Haaren, sie in die Zelle der Freistatt niedergelegt hatte, als sie empfand, wie seine groben Hände sanft den Strick lösten, der ihren Arm verwundete, empfand sie einen solchen Stoß, wie schlafende Reisende auf einem Schiff in dunkler Nacht plötzlich erweckt werden, wenn jenes an's Ufer stößt. Auch ihre Gedanken erwachten und kehrten allmählig wieder. Sie sah, wo sie war, erinnerte sich, den Händen des Henkers entrissen zu sein, Phoebus lebe und liebe sie nicht mehr; beide Gedanken, wobei der eine zu viel Bitterkeit über den andern ausgoß, drängten sich zusammen der Verurtheilten auf; sie wandte sich zu Quasimodo, der vor ihr stand, und vor dem sie sich scheute, mit den Worten: „Warum habt Ihr mich gerettet?“

Er betrachtete sie mit ängstlichem Blick, als suche er zu errathen, was sie ihm sagte. Sie wiederholte die Frage; da warf er ihr einen Blick des tiefsten Schmerzes zu und entfloh. Sie erstaunte.

Nach einigen Augenblicken kehrte er mit einem Bündel zurück, und warf ihr dies hin. Es waren Kleider, welche von barmherzigen Frauen für sie auf der Schwelle der Kirche niedergelegt waren. Sie senkte die Augen, sah sich fast nackt und erröthete. Das Leben kehrte zu ihr zurück.

Quasimodo schien etwas von dieser Scham zu empfinden. Mit seiner breiten Hand bedeckte er die Augen und entfernte sich, aber diesmal mit langsamen Schritten.

Schnell legte sie die Kleider an. Diese bestanden aus einem Novizen-Gewande des Hotel-Dieu, aus einem weißen Anzug mit dem weißen Schleier. Kaum war sie hiermit fertig, als Quasimodo wieder hereintrat. Unter dem einen Arm trug er einen Korb, und unter dem andern eine Matrazze. Im Korbe lag eine Weinflasche, einige Nahrungsmittel mit Brod. Er stellte den Korb auf den Boden und sprach: „Eßt!“ — Er breitete die Matrazze aus und sprach: „Schlaft!“ — Der Glockenläuter hatte ihr sein eigenes Mahl und sein eigenes Bett gebracht.

Die Zigeunerin schlug die Augen auf, ihm zu danken, konnte aber kein Wort hervorbringen. Der arme Teufel hatte wirklich ein furchtbares Aeußere. Sie senkte den Kopf mit einem Zittern des Schauders.

Da sagte er: „Ich erwecke Euch Furcht, nicht wahr? Ich bin sehr häßlich. Schaut mich nicht an, hört nur, was ich sage. Am Tage müßt Ihr hier bleiben, des

Nachts könnt Ihr in der Kirche umherwandeln. Verlaßt sie aber nie, sonst würde man Euch tödten und ich müßte sterben."

Gerührt erhob sie das Haupt, ihm zu antworten; er war verschwunden. Sie war allein und versank, erstaunt über die rauhe und doch so sanfte Stimme, in Nachsinnen über die sonderbaren Worte des fast unmenschlich gebildeten Wesens. Dann untersuchte sie ihre Zelle. Dies war ein Kämmerchen von ungefähr sechs Quadratfuß mit einer Luke und einer Thür in der leicht sich neigenden Fläche des Dachs von Steinplatten. Mehrere Rinnen mit Thiergestalten schienen sich zur Zelle zu neigen und den Hals auszustrecken, um in die Luke zu sehen. Am Rande des Dachs erblickte sie die Spitzen von tausend Schornsteinen, welche den Rauch aller Feuer von Paris bis zu ihren Augen emportrugen. Welch ein trauriges Schauspiel für eine arme Zigeunerin, ein Findekind, ein unglückliches zum Tode verurtheiltes Geschöpf ohne Vaterland, Familie und Heerd!

Im Augenblick, wo der Gedanke ihres verlassenen einzeln stehenden Zustandes quälender als je erschien, fühlte sie, wie ein zotiger und bärtiger Kopf zwischen ihre Hände und unter ihre Kniee schlüpfte. Sie zittert, denn jetzt erschrak sie über Alles, und blickte hin. Es war die arme Ziege, die behende Djali, welche in dem Augenblick entwischt war, wo Quasimodo Charmolue's Brigade zerstreute. Schon beinahe eine Stunde lag sie

liebkosend auf den Füßen ihrer Gebieterin, ohne nur einen Blick von ihr zu erhaschen. Die Zigeunerin bedeckte sie aber jetzt mit Küssen. „O Djali,“ sprach sie, „wie hatt' ich dich vergessen! Du denkst noch immer an mich! Du bist nicht undankbar!“ — Als ob eine unsichtbare Hand das Gewicht abgenommen, welches so lang ihr Herz erdrückte, begann sie daraüf zu weinen, und empfand, je mehr ihre Thränen flossen, das Bittre und Nagende ihres Schmerzes entschwinde immer mehr und mehr.

Als der Abend einbrach, schien ihr die Nacht so schön, die Strahlen des Mondes so sanft zu sein, daß sie die hohe Galerie umwandelte, welche die Kirche umgibt. Sie fand einige Erleichterung ihres Kummers, so ruhig erschien ihr die Erde, von solcher Höhe aus gesehen.

3. Taub.

Am nächsten Morgen bemerkte sie bei'm Erwachen, sie habe geschlafen. Sie erstaunte, denn schon lange hatte sie sich des Schlafes entwöhnt. Ein heiterer Sonnenstrahl fiel durch die Luke auf ihr Gesicht. Zugleich aber mit dem Sonnenschein bemerkte sie an der Luke eine Erscheinung, worüber sie erschrak, Quasimodo's unglückliche Gestalt. Unwillkührlich schloß sie die Augen, aber dies war vergeblich; durch ihre rosigen Wimpern wähnte sie stets die zahnlückige, einäugige Gnomenmaske zu erblicken. Da vernahm sie, indem sie noch immer die Augen schloß, eine rauhe Stimme, die mit sehr sanftem

Ausdruck sprach: „Fürchtet Euch nicht, ich bin Euer Freund; ich kam, Euch schlafen zu sehen. Nicht wahr, das kränkt Euch nicht? Es ist Euch gewiß nicht widerlich, wenn ich Euch schlafen sehe? Ihr schließt ja dann die Augen. Jetzt gehe ich. Seht, ich stehe hinter der Mauer. Ihr könnt die Augen wieder aufschlagen."

In dem Tone, womit die Worte ausgesprochen wurden, lag eine noch tiefere Klage. Gerührt öffnete die Zigeunerin ihre Augen; er war wirklich an der Luke verschwunden. Sie trat heran und sah, wie der arme Bucklige in einer Ecke an der Mauer voll Schmerz und in sein Schicksal ergeben kauerte. Mit Gewalt überwand sie den Abscheu, den er ihr einflößte. „Kommt," sprach sie sanft. Quasimodo glaubte, als sie ihre Lippen bewegte, sie wolle ihn fortjagen, stand auf, entfernte sich langsam hinkend, mit gesenktem Haupt, und wagte seinen Blick voll Verzweiflung nicht einmal zur Zigeunerin aufzuschlagen. „Kommt," rief sie lauter; er aber fuhr fort sich zu entfernen. Da stürzte sie aus der Zelle, lief auf ihn zu und faßte ihn bei'm Arme. Quasimodo, wie er ihre Berührung fühlte, zitterte an allen Gliedern. Er schlug sein bittendes Auge auf, und da er sah, daß sie ihn zu sich zurückführte, strahlte sein Antlitz von Freude und Zärtlichkeit. Sie wollte ihn in ihre Zelle führen, allein er blieb auf der Schwelle stehen. „Nein, nein," sprach er, „der Uhu darf nicht in das Nest der Lerche."

Dann setzte sie sich anmuthig auf ihr Lager. Die

Ziege schlief zu ihren Füßen. Beide blieben einen Augenblick unbeweglich und betrachteten schweigend, er so viel Schönheit, sie so große Entstellung. Mit jedem Augenblick entdeckte sie an Quasimodo eine neue Mißgestaltung. Ihr Blick stieg von den gebogenen Knien zum buckligen Rücken, vom buckligen Rücken zum einzigen Auge. Sie konnte kaum glauben, daß solche Mißgestalt wirklich lebte. Ueber diese war aber so viel Schmerz und Sanftmuth verbreitet, daß sie anfing sich daran zu gewöhnen.

Er brach zuerst das Schweigen. „Ihr sagtet mir also, ich sollte zu Euch kommen?" Sie winkte mit dem Kopfe und sprach: „Ja." Er verstand das Zeichen. „Ach," sprach er, als trage er Bedenken, Alles zu sagen, „ich bin, ... ich bin taub." — „Armer Mann!" rief die Zigeunerin mit dem Ausdruck des wohlwollenden Mitleids.

Er lächelte schmerzlich. „Nicht wahr, Ihr sagtet, mir fehlte das ganz allein? Ja, ich bin taub. So bin ich geschaffen. Nicht war, wie furchtbar! und Ihr seid so schön."

In dem Ton des Unglücklichen lag ein so tiefes Gefühl seines Elends, daß sie alle Kraft verlor, noch ein Wort zu sprechen. Er hätte es auch nicht gehört. Er fuhr fort:

„Noch nie habe ich meine Mißgestalt wie jetzt gefühlt. Vergleiche ich mich mit Euch, fühle ich Mitleid mit mir, dem armen Wechselbalg. Ja, ja, das bin ich! Nicht wahr, bei Euch mach' ich einen Eindruck wie ein

Thier. Ihr seid ein Sonnenstrahl, ein Tropfen Thau und Vogellied! — Ich bin ein Scheusal, weder Mensch noch Thier, noch etwas Härteres, mit Füßen getreten, häßlicher als ein Kieselstein."

Er lachte laut, und sein Lachen war herzzerreißend. Dann fuhr er fort:

„Ja ich bin taub, aber Ihr könnt mit mir in Zeichen sprechen. Mein Herr spricht so mit mir. Auch ahne ich Euren Willen an Eurem Blick, an der Bewegung Eurer Lippen." — „Nun," fragte sie lächelnd, „warum habt Ihr mich denn gerettet?"

Er schaute ihr, während sie so sprach, mit Aufmerksamkeit in's Gesicht. „Ich verstehe Euch," erwiederte er; „Ihr wollt wissen, weßhalb ich Euch rettete. Ihr habt den Elenden vergessen, der Euch einst in einer Nacht zu entführen suchte, und dem Ihr selbst am folgenden Tage an jenem schändlichen Schandpfahl Hülfe brachtet. Für den Tropfen Wasser und für das wenige Mitleid will ich Euch mit meinem Leben vergelten. Ihr vergaßt den Unglücklichen, er erinnerte sich Eurer."

Sie hörte ihn mit tiefer Rührung. Eine Thräne glänzte im Auge des Glockenläuters; es schien aber, als sei es ihm Ehrensache, die Thräne zurückzudrängen.

„Hört," begann er wieder, als er nicht länger besorgte, die Thräne möchte ihm aus den Augen rollen, „die Thürme da sind hoch, wer hinabstürzt, ist todt, bevor er das Pflaster berührt; wollt Ihr, daß ich hinabstürze,

so genügt ein Blick, Ihr braucht nicht einmal ein Wort zu reden."

Dann stand er auf. So unglücklich die Zigeunerin auch war, erweckte dies sonderbare Wesen dennoch ihr Mitleid. Sie gab ihm ein Zeichen zu bleiben. „Nein, nein," sprach er, „ich darf nicht zu lange bleiben; hier fühle ich mich nicht behaglich. Nur aus Mitleid wendet Ihr nicht die Augen von mir ab. Ich werde irgend wohin gehn, wo ich Euch sehe, ohne daß Ihr mich erblickt. Das ist am Besten."

Er zog aus seiner Tasche eine kleine Metallpfeife. „Nehmt sie," sprach er; „bedürft Ihr meiner, und wollt, daß ich komme, fühlt Ihr nicht zu großen Schauder, mich zu erblicken, so pfeift; den Laut kann ich hören."

Er legte die Pfeife auf den Boden und entfloh.

4. Steingut und Krystall.

Tage vergingen. Ruhe kehrte in Esmeralda's Seele zurück. Uebermaß des Schmerzes, wie Uebermaß der Freude ist zu heftig, um lange zu dauern. Ein Menschenherz kann nicht lange in der heftigsten Stimmung bleiben. Die Zigeunerin hatte so viel gelitten, daß ihr nur das Staunen verblieb.

Mit dem Gefühl der Sicherheit war Hoffnung ihr wiedergekehrt. Sie war aus der Gesellschaft, aus dem Leben ausgestoßen, fühlte aber undeutlich, daß sie in beide

wieder eintreten könne. Sie glich einer Todten, die den Schlüssel ihres Grabes bei sich führt.

Allmählig entschwanden ihr die furchtbaren Bilder, welche sie so lang gequält hatten. Alle scheußlichen Gespenster, Pierre Torterue, Jaques Charmolue, selbst der Priester, erloschen in ihrer Vorstellung. Auch lebte Phoebus, sie wußte es gewiß, denn sie hatte ihn gesehen. Phoebus Leben galt ihr Alles. Nach den vielen verhängnißvollen Erschütterungen, die Alles in ihr niederrissen, fand sie in ihrer Seele nur ein Gefühl, die Liebe zum Capitän. Die Liebe gleicht einem Baum; sie sproßt von selbst hervor, treibt tiefe Wurzeln in unser Sein und und grünt oft noch auf einem gebrochenen Herzen.

Es ist gewiß unerklärbar, daß, je blinder diese Leidenschaft, sie desto hartnäckiger ist. Sie wurzelt nie fester, als wenn die Vernunft keinen Theil an ihr hat.

Gewiß dachte Esmeralda nicht ohne Bitterkeit an den Capitän. Gewiß war es für sie ein schmerzlicher Gedanke, daß auch er getäuscht ward, daß er etwas Unmögliches glaubte, daß er wähnen konnte, jener Dolchstich stamme von ihr, die tausend Leben für ihn gern hingegeben hätte. Doch durfte man ihm nicht zu sehr darum zürnen. Hatte sie nicht ihr Verbrechen gestanden? Unterlag sie nicht, ein schwaches Weib, der Folter? Jegliche Schuld lag an ihr. Sie hätte sich eher die Nägel, als solch ein Wort entreißen lassen sollen. Sähe sie ihn nur einmal wieder! Ein Wort, ein Blick

würde ihn enttäuschen, zu ihr zurückführen. Daran zweifelte sie nicht. So betäubte sie sich auch über mehrere sonderbare Dinge, über den Zufall von Phoebus Gegenwart am Tage der Buße, und über das Mädchen, das neben ihm stand. Das war gewiß seine Schwester. Die Erklärung war wohl unvernünftig, aber sie begnügte sich damit, denn sie bedurfte des Glaubens, Phoebus liebe sie noch stets und nur sie allein. Hatte er es ihr nicht geschworen? Dies genügte dem leichtgläubigen, arglosen Kinde. Und dann war ja auch der Schein mehr gegen sie als gegen ihn. Sie wartete also und hoffte.

Dazu kam noch, daß die Kirche, wodurch sie stets umgeben und bewacht ward, sie mehr als Alles beruhigte. Die feierlichen Linien der Architektur, die religiöse Haltung aller Gegenstände, die das Mädchen umringten, die andächtigen und heiteren Gedanken, die aus allen Poren des Steines gleichsam sich entbanden, wirkten auf sie ein, ohne daß sie sich dessen bewußt ward. Auch erschallten im Gebäude solche Töne der Segnung und Majestät, daß die Schmerzen der kranken Seele betäubt wurden. Der einfache Gesang der Priester, die Antworten des Volks, oft donnernd, oft leise, das harmonische Zittern der Fenster, das Brausen der Orgel, stark wie der Ton von hundert Trompeten, die drei Glockenthürme, summend wie Körbe großer Bienen, das Orchester, wo eine riesenhafte Tonleiter unaufhörlich auf und abstieg, betäubten ihr Gedächtniß, ihre Phantasie,

ihren Schmerz. Hauptsächlich ward sie durch den Glockenschall beruhigt. Er wirkte wie ein gewaltiger Magnetismus, den ungeheure Batterien in Strömen über sie ausgossen.

Auch fand sie jede aufgehende Sonne beruhigter, freier athmend, weniger blaß. Je mehr die innern Wunden sich schlossen, erblühete wieder auf ihrem Antlitz Frische und Schönheit, doch mit ruhigerem, ernsterem Ausdruck. Auch ihr früherer Charakter kehrte wieder, selbst Einiges ihrer früheren Munterkeit, ihr schönes Mäulchen, die Liebe zu ihrer Ziege, ihre Freude am Gesang und ihre Scham. Sorgfältig kleidete sie sich des Morgens in einer Ecke ihrer Kammer an, damit kein Bewohner der nahen Dachstuben sie sähe.

Wenn der Gedanke an Phoebus ihr Zeit ließ, dachte sie bisweilen an Quasimodo. Er war das einzige Band, der einzige Weg, wodurch sie mit Menschen und Lebenden in Berührung blieb. Die Unglückliche, sie war mehr als Quasimodo von den Menschen getrennt, und konnte den sonderbaren Freund, den der Zufall ihr gegeben hatte, nicht verstehn. Oft machte sie sich Vorwürfe, daß ihre Dankbarkeit stets die Augen schloß. An den armen Glockenläuter konnte sie sich aber durchaus nicht gewöhnen. Er war zu häßlich. Die Pfeife, die er ihr gegeben, hatte sie auf dem Boden liegen lassen. Dieß aber hielt Quasimodo nicht ab, von Zeit zu Zeit in den ersten Tagen hereinzutreten. Sie that alles mögliche, um nicht

mit zu starkem Widerwillen sich abzuwenden, wenn er ihr den Korb voll Nahrungsmitteln und einen Wasserkrug hereinbrachte; allein er bemerkte die kleinste Bewegung der Art, und entfernte dann sich voll Schmerz.

Einmal trat er in dem Augenblicke herein, wo sie Djali liebkoste. Sinnend stand er vor der anmuthigen Gruppe der Zigeunerin und der Ziege, und sprach dann sein schwerfälliges, häßliches Haupt schüttelnd: „Es ist mein Unglück, daß ich nur zu sehr dem Menschen gleiche. Ich möchte gänzlich ein Thier wie die Ziege sein."

Sie schlug einen Blick des Erstaunens auf. Er antwortete auf den Blick: „Ja, ich weiß wohl warum," und ging.

Ein andermal erschien er an der Thür der Zelle (er trat niemals hinein), als Esmeralda eine alte spanische Romanze sang, deren Worte sie nicht verstand, die aber in ihrem Ohre stets wiedertönten, weil die Zigeuner sie als Kind damit in den Schlaf sangen. Bei'm Anblick der häßlichen Gestalt, die mitten im Liede plötzlich herbeitrat, unterbrach das Mädchen ihren Gesang mit einer unwillkührlichen Bewegung des Schauders. Der unglückliche Glockenträger sank an der Schwelle der Thür auf die Knie und faltete mit flehendem Ausdruck im Antlitz seine dicken mißgestalteten Hände. „Oh," sprach er schmerzhaft, „ich flehe Euch an, singt weiter, jagt mich nicht fort!" Sie wollte ihn nicht kränken, und zitternd begann sie den Gesang der Romanze auf's Neue. All-

mählig verlor sich aber ihr Schauder, und sie gab sich endlich der schwermüthigen Melodie hin. Er lag auf den Knien, faltete die Hände, als ob er bete, wagte kaum zu athmen und heftete den Blick auf die strahlenden Augen der Zigeunerin. Es schien, als ob er ihr Lied in den Augen vernehme.

Ein andermal trat er auf sie zu mit linkisch blöder Miene. „Hört mich an," sprach er mit sichtbarer Ueberwindung, „ich habe Euch etwas zu sagen." Sie gab ihm ein Zeichen, sie wolle hören. Er seufzte, öffnete die Lippen, schien einen Augenblick bereit zum Reden, dann sah er sie an, schüttelte mit dem Kopfe, hielt seine Stirne in den Händen und entfernte sich langsam. Erstaunt blickte ihm die Zigeunerin nach.

Von den grotesken in die Mauer gemeißelten Gestalten liebte er besonders eine, und schien häufig brüderliche Blicke auszutauschen. Einmal hörte die Zigeunerin, wie er sagte: „Oh, warum bin ich nicht ein Stein, wie du!"

Eines Tages war Esmeralda bis an den Rand des Daches getreten, und schaute auf den Platz. Quasimodo stand hinter ihr. Dort stellte er sich aus eignem Antrieb hin, um dem Mädchen so viel wie möglich das Unangenehme seines Anblicks zu entziehen. Plötzlich zitterte die Zigeunerin, Thränen und der Glanz der Freude schimmerten zugleich in ihren Augen, sie sank am Rande des Dachs auf die Knie, und streckte voll Beklemmung ihre

Arme zum Platze aus mit dem Rufe: „Phoebus, komm! ein Wort! ein einziges Wort! im Namen des Himmels! Phoebus! Phoebus!“ Stimme, Antlitz, Bewegung, Gestalt zeigten den herzzerreißenden Ausdruck eines Schiffbrüchigen, welcher das Nothsignal einem Schiffe gibt, das munter im Sonnenschein am fernen Horizont vorüberfährt.

Quasimodo blickte auf den Platz, und bemerkte, daß der Gegenstand dieses zärtlichen beinah wahnsinnigen Gebetes ein junger Mann, ein Capitän, ein schöner von Waffen und Schmuck strahlender Reiter war, der sein Roß im Hintergrunde des Platzes tummelte, und eine Dame, die vom Balkon ihm zulächelte, mit dem Federbusch grüßte. Der Offizier hörte aber nicht die Stimme der Unglücklichen, die ihm zurief; er war zu weit entfernt.

Der arme Taube merkte den Sinn von Esmeralda's Worten. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, er kehrte um; sein Herz schwoll von Thränen, die er zurückdrängte; mit convulsivisch geballten Fäusten schlug er an sein Haupt, und als er die Hände wieder zurückzog, hielt er in jeder einen Büschel seiner rothen Haare.

Die Zigeunerin achtete nicht auf ihn. Da knirrschte er mit den Zähnen und sprach leise: „Verdammung! So muß man sein! Nur schön von Außen!“

Sie aber lag auf den Knien und rief mit heftiger Leidenschaftlichkeit: „Er steigt vom Pferde! Er will in's Haus treten! Phoebus! Er hört mich nicht! Oh, das

böse Mädchen da spricht mit ihm, so daß er mich nicht hören kann! Phoebus! Phoebus!"

Der Taube sah sie an. Er verstand ihre Geberde. Das Auge des armen Glockenläuters füllte sich mit Thränen; doch ließ er keine hinabfließen. Plötzlich zupfte er leise an ihrem Aermel. Sie wandte sich um; sein Antlitz war ruhig. Er sprach: „Soll ich ihn Euch herbeiholen?"

Sie stieß einen Freudenruf aus. — „Schnell, schnell! führt ihn her! den Kapitän! Ich will Euch lieben!" Sie umarmte seine Kniee. Er konnte es nicht unterlassen, den Kopf voll Schmerz zu schütteln. — „Ich will ihn Euch herbeiführen," sprach er mit schwacher Stimme, dann wandte er das Haupt und stürzte unter lautem Schluchzen die Treppe hinab.

Als er auf den Platz trat, sah er nur ein schönes, am Thore des Hauses Gondelaurier angebundenes Pferd. Der Kapitän war schon eingetreten. Quasimodo erhob seinen Blick zum Dach der Kirche. Esmeralda befand sich noch immer auf demselben Platze in derselben Stellung. Er gab ihr ein trauriges Zeichen mit dem Kopfe; dann lehnte er sich an einen Stein der Vorhalle, entschlossen zu warten, bis der Kapitän wieder heraus käme.

Im Hause Gondelaurier ward ein Fest gegeben, wie dergleichen dem Hochzeittage vorherzugehen pflegt. Quasimodo sah viele Leute hineintreten, aber Niemand herauskommen. Von Zeit zu Zeit sah er auf das Dach.

Die Zigeunerin regte sich eben so wenig, wie er. Ein Stallknecht band das Pferd los, und führte es in den Stall.

So verging der Tag. Quasimodo lehnte sich auf den Stein. Esmeralda knieete auf dem Dache, und Phoebus lag ohne Zweifel zu den Füßen der Fleur-de-Lys.

Endlich brach die Nacht an. Sie war dunkel. Quasimodo heftete vergebens den Blick auf Esmeralda; in der Dämmerung sah er nur etwas Weißes, bald aber gar nichts mehr. Alles erlosch und ward schwarz.

Dann sah Quasimodo wie die Façade des Hauses von oben bis unten erleuchtet ward, und wie bald nacheinander die übrigen Fenster des Platzes von Licht erglänzten. Auch sah er, wie sie nacheinander wieder erloschen, denn er blieb den ganzen Abend hindurch auf seinem Posten. Der Offizier kam nicht heraus. Als die letzten Vorübergehenden heimgekehrt waren, als die Fenster aller Häuser dunkel wurden, blieb Quasimodo ganz allein in der Finsterniß. Damals war der Vorplatz von Notre-Dame noch nicht erleuchtet.

Die Fenster des Hauses Gondelaurier blieben aber auch nach Mitternacht hell. Quasimodo sah unbeweglich und aufmerksam vor den tausendfarbigen Scheiben, ein Gedränge von lebhaften, tanzenden Schatten vorüberfliegen. Wäre er nicht taub gewesen, hätte er, je mehr Paris in Schlaf versank, den Lärm des Festes, der

Musik und des Lachens im Inneren des Hauses Gondelaurier desto deutlicher vernehmen können.

Gegen ein Uhr Morgens begannen die Gäste sich zu entfernen. Quasimodo, in Finsterniß gehüllt, sah sie alle unter der von Fackeln erleuchteten Halle vorübergehn. In Keinem erkannte er den Kapitän.

Er war voll trauriger Gedanken, bisweilen blickte er in die Luft, wie Jemand, der sich langweilt. Schwarze, zerrissene Wolken hingen wie Hängematten von Flor auf dem gestirnten Bogen des Himmels. Da sah er, wie plötzlich die Fensterthür des Balkons, dessen Geländer über seinem Kopfe emporragte, sich öffnete. Durch die dünne Glasthür traten zwei Personen; leise ward sie geschlossen; jene waren ein Mann und ein Mädchen. Und mit Mühe konnte Quasimodo im Manne den Kapitän und im Mädchen dieselbe Dame erkennen, die den Offizier vom Balkon herab so freundlich, wie er am Morgen gesehen hatte, begrüßte. Der Platz war ganz dunkel, und ein doppelter Carmoisin-Vorhang, der hinter der Thür im Augenblick hinabgesunken war, wo sie sich schloß, ließ das Licht des Zimmers auf den Balkon nicht eindringen.

Der junge Mann und das Mädchen, so weit unser Tauber es beurtheilen konnte, schienen sich einem sehr zärtlichen Gespräche hinzugeben. Das Mädchen schien dem Offizier erlaubt zu haben, seinen Arm zu ihrem

Gürtel zu machen, und sträubte sich nur sanft gegen einen Kuß.

Bei dieser um so anmuthigern Scene, da sie offenbar für Zuschauer nicht bestimmt war, war Quasimodo unten gegenwärtig. Die Natur war bei dem armen Teufel nicht immer stumm geblieben, und seine Rückenmarkssäule, ob auch häßlich genug gekrümmt, war darum nicht weniger reizbar, als eine andre. Er dachte an sein elendes Theil, das die Vorsehung ihm beschieden; Frauen, Liebe und Wollust zogen stets vor seinen Blicken vorüber, und er werde stets nur das Glück Anderer schauen. Am meisten aber ward sein Herz dadurch zerrissen, daß Zorn sich mit dem Verdruß mischte, wenn er bedachte, welchen Schmerz die Zigeunerin, wenn sie dies sähe, leiden müßte. Doch tröstete er sich wieder, wenn er bedachte, die Nacht sei sehr dunkel, die Zigeunerin, wenn sie dort noch weilte, (woran er nicht zweifelte) sei weit entfernt, und er selbst könne kaum die beiden Verliebten auf dem Balkon erkennen.

Die Unterredung der Beiden ward aber stets lebhafter. Die junge Dame schien den Offizier anzuflehen, um Nichts weiter zu bitten. Quasimodo konnte die schönen gefalteten Hände, das mit Thränen untermischte Lächeln, die zu den Sternen erhobenen Augen am jungen Mädchen, und am Kapitän die glühend auf sie gerichteten Blicke deutlich erkennen.

Glücklicherweise, denn das Mädchen begann nur

schwach sich zu sträuben, öffnete sich plötzlich die Thür des Balkons und eine alte Dame kam zum Vorschein. Die Schöne schien verlegen, der Offizier sah verdrießlich aus, und alle Drei traten in's Zimmer zurück.

Bald darauf schnaubte ein Roß unter der Halle, und der glänzende Offizier ging, in seinen Nachtmantel gehüllt, schnell an Quasimodo vorüber. Der Glockenläuter ließ ihn um die Straßenecke reiten, lief dann mit der Schnelligkeit eines Affen hinter ihm her und rief: „He, Kapitän!“

Der Kapitän hielt sein Roß an. „Was will der Schuft?“ sprach er, da er eine Art von Krüppel keuchend hinter sich herrennen sah.

Quasimodo erreichte ihn und griff keck in den Zügel seines Pferdes mit den Worten: „Folgt mir, Kapitän! Jemand will Euch sprechen.“

„Mahoms Horn!“ murmelte Phoebus, „dich häßlicher, zerzauster Vogel habe ich schon irgendwo gesehn. Holla, Meister, willst du den Zügel meines Pferdes loslassen?“

„Kapitän,“ antwortete der Taube, „fragt Ihr mich nicht, wen ich meine?“

„Ich sage dir, laß mein Pferd los,“ fuhr ihn Phoebus ärgerlich an. „Was hängst du dich in den Zügel meines Renners? Meinst du, mein Pferd sei ein Galgen?“

Quasimodo, weit entfernt, den Zügel fahren zu

lassen, suchte das Pferd umzulenken. Da er sich den Widerstand des Kapitäns nicht erklären konnte, sagte er schnell: „Kommt, Kapitän; ein Mädchen erwartet Euch.“ Dann fügte er mit Selbstüberwindung hinzu: „Ein Mädchen, das Euch liebt.“

„Der Schelm,“ rief der Kapitän, „glaubt, ich müßte allen Weibern nachlaufen, die mich lieben. Uhu-Gesicht, wenn sie dir gleicht, sag ihr, ich werde mich verheirathen. Sie mag zum Teufel gehen!“

„Hört doch!“ rief Quasimodo, und glaubte durch ein Wort den Widerstand des Kapitäns zu überwinden. „Es ist die Zigeunerin. Ihr wißt schon.“

Dies Wort brachte auf Phoebus einen großen Eindruck hervor, jedoch nicht den, welchen Quasimodo erwartete. Der Leser erinnere sich, wie der galante Offizier einige Augenblicke, bevor Esmeralda gerettet ward, sich mit Fleur-de-Lys entfernte. Seitdem hatte er sich wohl gehütet, bei seinen Besuchen im Hause Gondelaurier des Mädchens wieder zu erwähnen, dessen Andenken ihm lästig war, und Fleur-de-Lys hielt es nicht für klug, ihm zu hinterbringen, die Zigeunerin sei noch am Leben. Phoebus also glaubte, die arme Similar sei todt, und zwei Monate waren schon so verflossen. Dazu kam noch, daß der Kapitän an das tiefe Dunkel der Nacht, an die übernatürliche Häßlichkeit, an die Leichenstimme des sonderbaren Boten dachte, daß Mitternacht vorüber und die Straße eben so einsam war, als am

Abend, wo das Gespenst zu ihm herantrat, daß endlich sein Pferd zu schnauben anfing, da es Quasimodo erblickte.

„Die Zigeunerin!“ rief er beinah erschreckt. „Kömmst du aus der Welt der Gespenster?“ Mit diesen Worten legte er die Hand an seinen Dolch.

„Schnell, schnell,“ sprach der Taube, indem er das Pferd umzuwenden suchte. „Kommt!“

Phoebus gab ihm auf die Brust einen heftigen Stoß mit dem Stiefelabsatz. Quasimodo's Auge funkelte. Er schickte sich an, auf den Kapitän loszustürzen; dann erstarrte er plötzlich und sprach: „Wie glücklich seid Ihr, daß Jemand Euch liebt!“ Das Wort Jemand betonte er scharf; dann ließ er den Zügel des Pferdes los und sprach: „Geht, wohin Ihr wollt!“

Phoebus spornte fluchend sein Roß. Quasimodo sah, wie er im Nebel der Straße verschwand. — „Oh,“ sprach leise der arme Taube, „das auszuschlagen!“

Er kehrte zur Kirche zurück, zündete seine Lampe an und stieg den Thurm hinan. Wie er vermuthet hatte, befand sich die Zigeunerin noch immer an derselben Stelle. Sobald sie ihn erblickte, eilte sie auf ihn zu. „Allein,“ sprach sie, voll Schmerz die Hände faltend.

„Ich konnte ihn nicht auffinden,“ sagte kalt Quasimodo. — „Du hättest die ganze Nacht warten sollen,“ rief sie zornig.

Er sah ihre zornige Bewegung und verstand den Vorwurf. „Ein andermal will ich ihm besser aufpassen," erwiederte er, das Haupt senkend.

„Geh fort," sprach sie. Er verließ sie. Sie war mit ihm unzufrieden. Er wollte lieber von ihr mißhandelt werden, als sie betrüben. Den Schmerz bewahrte er nur für sich selbst.

Von dem Tage an sah ihn die Zigeunerin nicht mehr; er kam auch nicht mehr zu ihrer Zelle. Höchstens sah sie noch wohl die Gestalt des Glockenläuters auf der Thurmspitze, wie er schwermüthig auf sie hinblickte. Sobald sie ihn aber erschaute, verschwand er sogleich.

Wir müssen hinzufügen, diese freiwillige Abwesenheit des armen Buckligen war ihr im Grunde nicht unangenehm; sie hätte ihm sogar dafür danken mögen. Quasimodo übrigens täuschte sich hierin mit keiner Hoffnung.

Sie sah ihn nicht mehr, fühlte aber die Gegenwart ihres schützenden Genius. Während ihres Schlummers erneuten sich ihre Nahrungsmittel durch eine unsichtbare Hand. Eines Morgens fand sie an ihrem Fenster einen Vogelkäfig. Oben an ihrer Zelle war eine Gestalt gemeißelt, vor der sie sich fürchtete. Mehrere Male hatte sie dies gegen Quasimodo geäußert. Eines Morgens (denn dies Alles geschah des Nachts) war die Gestalt zerbrochen. Der, welcher so hoch hinaufkletterte, hatte sein Leben gewagt.

Bisweilen hörte sie des Abends, wie eine unter dem

Wetterdach des Kirchthurms verborgene Stimme, die ein trauriges sonderbares Lied sang, sie gleichsam einzuschläfern. Es waren Verse ohne Reim, wie sie ein Tauber dichten kann.

Sieh nicht auf Form,
Mädchen, sieh auf's Herz.
Das Herz des schönen Mannes ist oft gar häßlich.
In vielen Herzen bleibt die Liebe nicht.

Die Tanne, Mädchen, ist nicht schön,
So schön nicht, wie die Pappel;
Doch bleibt ihr Laub im Winter.

Ach! wozu hilft dies Wort?
Was schön nicht ist, ist besser todt.
Nur Schönheit liebt die Schönheit.
April verschmäht den Januar.

Vollkommen ist die Schönheit,
Die Schönheit ist allmächtig.
Die Schönheit ist allein nie halb geschaffen.

Der Rabe fliegt am Tage,
Der Uhu fliegt des Nachts,
Der Schwan fliegt Tag und Nacht.

Eines Morgens sah sie erwachend am Fenster zwei Blumengläser. Das Eine war ein Krystallglas schön und glänzend, aber gespalten. Quasimodo hatte das Wasser herauslaufen lassen, und die Blumen, die es enthielt, waren verwelkt. Das andre war ein steinerner grober und gewöhnlicher Topf, allein voll Wasser mit frischen purpurnen Blumen.

Esmeralda nahm den verwelkten Blumenstrauß (ich weiß nicht, ob mit Absicht) und trug ihn den ganzen Tag hindurch am Busen. An dem Tage vernahm sie nicht den Gesang im Thurme; darum aber bekümmerte sie sich wenig. Sie vertrieb sich die Zeit, indem sie Djali liebkoste, auf das Thor des Hauses Gondelaurier blickte, über Phoebus leise mit sich selbst sprach, und mit Brodkrumen Schwalben fütterte. Quasimodo sah und hörte sie nicht mehr. Der arme Glockenläuter schien aus der Kirche verschwunden zu sein. Jedoch einst in der Nacht, als sie nicht schlief und an ihren schönen Kapitän dachte, vernahm sie neben ihrer Zelle einen tiefen Seufzer. Erschrocken stand sie auf und sah im Mondlicht eine mißgestaltete Masse quer vor ihrer Thür liegen. Quasimodo schlief dort auf dem steinernen Fußboden.

5. Der Schlüssel der rothen Thür.

Der Archidiakonus erfuhr durch das Gerücht die wunderbare Rettung der Zigeunerin. Als er dies vernahm, wußte er kaum, was er empfand. Für den Tod der Esmeralda hatte er schon ganz seine Stimmung eingerichtet, und war ruhig, denn die Tiefe des möglichen Schmerzes hatte er schon berührt. Das Menschenherz kann nur einen gewissen Grad der Verzweiflung fassen. (Dom Claude hatte hierüber nachgedacht.) Ist der Schwamm gesättigt, kann ein Meer über ihn hinströmen, ohne daß noch ein Tropfen eindringen könnte.

So war auch für Dom Claude der Schwamm gesättigt, als er Esmeralda für todt hielt; für ihn war Alles vorbei; da er aber erfuhr, Esmeralda und Phoebus seien beide am Leben, begannen Erschütterungen, Qualen, kurz das Leben für ihn auf's Neue; und Claude war dies Alles müde.

Als er die Nachricht erfuhr, schloß er sich in seine Klosterzelle ein. Er erschien weder in den Versammlungen des Kapitels, noch bei'm Gottesdienste. Seine Thür blieb Allen, selbst dem Bischofe verschlossen. Mehre Wochen lang war er so eingemauert. Man hielt ihn für krank und er war es wirklich.

Unter welchen Gedanken mochte der Unglückliche erliegen? Begann er einen letzten Kampf mit seiner furchtbaren Leidenschaft? Entwarf er einen letzten Plan sie und sich zu vernichten?

Sein geliebter Bruder Jehan, sein verzogenes Kind, kam einmal an seine Thür, klopfte, bat, fluchte, flehete, nannte zehnmal seinen Namen. Claude öffnete nicht.

Ganze Tage stand er vor den Fensterscheiben seiner Zelle im Kloster. Von dort aus sah er die Kammer der Esmeralda. Oft erblickte er sie in Gesellschaft ihrer Ziege. Er bemerkte die Dienstfertigkeit, den Gehorsam, die zärtlichen und unterwürfigen Manieren des häßlichen Tauben bei der Zigeunerin. Er erinnerte sich (denn sein Gedächtniß war scharf, und das Gedächtniß quält Eifersüchtige am heftigsten) des sonderbaren Blickes, den

der Glockenläuter eines Abends auf die Tänzerin richtete. Er legte sich die Frage vor, welcher Beweggrund Quasimodo zu ihrer Rettung habe antreiben können. Er war Zeuge von tausend kleinen Scenen zwischen der Zigeunerin und dem Tauben, dessen von fern gesehene und durch Leidenschaft gedeutete Pantomimen ihm sehr zärtlich zu sein schienen. Er mißtraute der sonderbaren Laune der Weiber. Dann empfand er, wie in dunkelm Gefühle eine Leidenschaft in ihm erwachte, die er nie erwartet hatte, wobei Schaam und Zorn ihm das Blut in die Wangen trieb. — Den Kapitän ließ ich noch gelten, dachte er, aber dies Scheusal! — Der Gedanke verrückte ihm den Kopf.

Furchtbar waren seine Nächte. Seitdem er wußte, die Zigeunerin lebe, verschwanden die kalten Gedanken des Grabes und Gespenstes, die ihn einen Tag lang quälten, und das Fleisch stachelte ihn auf's Neue. Er krümmte sich auf seinem Lager, wenn er das junge Mädchen so dicht in seiner Nähe sich als schlafend dachte.

Jegliche Nacht führte seine rasende Phantasie ihm Esmeralda in allen Stellungen vor, die in seinen Adern das Blut zum Kochen gebracht hatten. Er sah sie ausgebreitet auf dem niedergestoßenen Kapitän mit geschlossenen Augen, wie des Phoebus Blut über ihren schönen nackten Busen strömte, in dem Augenblick des Entzükkens, wo der Archidiakonus auf die blassen Lippen den Kuß drückte, dessen Brennen die Unglückliche, ob auch

schon halb todt, empfand. Er sah sie von den rohen Händen der Folterknechte entkleidet, wie sie ihren kleinen Fuß, das runde, schöne Bein, das schmächtige und weiße Knie entblößen und in den spanischen Stiefel schließen ließ. Er schaute noch stets das Knie von Elfenbein, wie es allein aus Torterue's furchtbarem Werkzeuge noch hervorragte. Endlich dachte er sich das junge Mädchen im Hemde, mit dem Strick um den Hals, mit entblößten Schultern und Füßen, beinah nackt, wie er sie am letzten Tage sah. Schuf er sich diese wollüstigen Bilder, dann ballte sich seine Faust und er fühlte wie ein Schauder seine Vertebralsäule hinablief.

In einer Nacht erhitzten die Bilder so heftig sein jungfräuliches, priesterliches Blut, daß er ein Kopfkissen mit den Zähnen zerriß, aus seinem Bett sprang, einen Mantel über sein Hemd warf und die Zelle halb nackt, die Lampe in der Hand, und mit glühendem Blick verließ.

Er wußte, wo der Schlüssel der rothen Thür, welche vom Kloster in die Kirche führte, zu finden war, und wie der Leser schon weiß, hatte er einen Schlüssel zur Thurmtreppe stets in der Tasche.

6. Fortsetzung des Schlüssels der rothen Thür.

In jener Nacht schlief Esmeralda in ihrer Kammer, eingewiegt von Hoffnung und süßen Gedanken. Einige Zeit war sie schon in Schlaf versunken, als es ihr

schien, ein Geräusch zu vernehmen. Ihr Schlaf war leicht und unruhig, wie der eines Vogels; eine Kleinigkeit erweckte sie. Sie schlug die Augen auf; die Nacht war dunkel; an der Luke aber sah sie dennoch eine Gestalt, die sie anschaute, und eine Lampe erleuchtete die Erscheinung. Im Augenblick, wo diese bemerkte, sie sei von Esmeralda erblickt, blies sie die Lampe aus. Dennoch hatte das Mädchen noch genug Zeit zum Erkennen, und schloß aus Schrecken ihre Augenlieder. „Oh!“ rief sie mit erloschener Stimme: „der Priester!“ All ihr Unglück zog wie ein Blitz vor ihren Augen vorüber, erstarrt lag sie auf ihrem Bette.

Gleich darauf fühlte sie ihren Körper entlang die Berührung des seinen, worüber sie so erzitterte, daß sie wüthend und erwacht sich auf dem Lager aufrichtete. Der Priester lag neben ihr und umschlang sie mit seinen Armen. Sie wollte schreien, aber konnte es nicht. „Fort, Ungeheuer, fort, Mörder!“ sprach sie mit einer aus Zorn und Furcht leisen Stimme.

„Gnade! Gnade!“ murmelte der Priester, indem er seine Lippen auf ihre Schultern drückte. Sie ergriff sein kahles Haupt bei den noch wenigen zurückgebliebenen Haaren, und suchte seine Küsse, als wären es giftige Bisse, zu entfernen. — „Gnade,“ rief der Unglückliche, „kenntest du meine Liebe! Sie ist Feuer, geschmolzenes Blei, Messerstiche im Herzen!“

Er hielt ihre beiden Arme mit übernatürlicher Kraft.

Außer sich, sprach sie: „Laß mich los oder ich speie dir in's Gesicht!"

Er ließ sie los. — „Vernichte mich, schlage mich, sei boshaft, aber liebe mich! Gnade!"

Sie schlug ihn wüthend wie ein Kind, spannte ihre schönen Hände, ihm das Gesicht zu zerquetschen. — „Fort, Teufel!"

„Mitleid!" rief der arme Priester, indem er sich auf sie wälzte und ihre Schläge durch Liebkosungen erwiederte. Plötzlich fühlte sie ihn stärker als sich. — Er knirschte mit den Zähnen und sprach: „Jetzt will ich's enden!"

Besiegt, zitternd, gebrochen lag sie in seinen Armen, ihm überlassen. Sie fühlte seine üppige Hand. Sie rief mit letzter Kraftanstrengung: „Zu Hülfe! ein Vampir!"

Niemand kam, Djali allein war erwacht und mäkkerte voll Angst.

„Schweig!" sprach der Priester keuchend. Plötzlich fühlte die Hand der ringenden Zigeunerin etwas Kaltes, Metallisches am Boden. Dies war Quasimodo's Pfeife. Sie ergriff sie im Kampf der Hoffnung, hielt sie an die Lippen und pfiff mit der ihr noch übrigen Kraft. Die Pfeife gab einen scharfen, schrillenden Ton.

„Was soll das?" fragte der Priester.

Fast in demselben Augenblick fühlte er, wie ein starker Arm ihn aufhob. Die Kammer war dunkel und er konnte nicht deutlich den erkennen, welcher ihn in den

Fäusten hielt; er vernahm aber knirschende Zähne, und im Dunkel war noch so viel Licht verbreitet, daß er über seinem Haupte eine lange Messerklinge erblicken konnte.

Der Priester glaubte Quasimodo's Gestalt zu erblikken. Er vermuthete, nur dieser könne es sein, und erinnerte sich, über einer vor der Thür ausgestreckten Masse gestrauchelt zu sein. Da aber die Erscheinung kein Wort sprach, wußte er nicht, was er davon denken sollte. Er stürzte auf den Arm, der das Messer hielt mit dem Rufe: „Quasimodo!" denn er vergaß im ersten Schrecken, Quasimodo sei taub.

In einem Augenblick war der Priester zu Boden gestreckt und fühlte ein schweres Knie auf seiner Brust. Am eckigen Druck erkannte er Quasimodo. Was konnte er aber beginnen? Wie sollte er sich ihm zu erkennen geben; die Nacht machte den Tauben auch blind.

Er war verloren. Das Mädchen, wie eine gereizte Tigerin, suchte ihn nicht zu retten. Das Messer nahte sich seinem Haupt; der Augenblick war kritisch. Plötzlich schien sein Gegner zu zaudern. „Von Blut darf sie nicht besprützt werden," sprach er.

Der Priester hörte Quasimodo's Stimme; und fühlte, wie eine breite Hand ihn an den Füßen zur Thür hinausschleppte, als solle er vor der Zelle sterben. Glücklicherweise für ihn war der Mond seit einigen Augenblicken aufgegangen, dessen blasser Strahl vor der Kam-

merthür auf die Gestalt des Priesters fiel. Quasimodo schaute ihm in's Antlitz, zitterte, ließ den Priester los, und fuhr zurück.

Die Zigeunerin war auf die Schwelle getreten, und sah erstaunt, wie beide ihre Rollen wechselten. Der Priester drohete, Quasimodo flehete. Der Priester überhäufte den Tauben mit Zorn und Vorwurf, und gab ihm endlich ein Zeichen sich zu entfernen. Der Taube senkte den Kopf, dann kniete er vor der Thür; „gnädiger Herr," sprach er mit ernster Stimme, „thut, was Ihr wollt, aber tödtet mich zuerst.

So sprechend, reichte er dem Priester sein Messer. Dieser, außer sich, stürzte darauf zu. Allein das Mädchen war schneller, wie er. Sie riß das Messer Quasimodo aus der Hand, lachte wüthend und sprach: „Jetzt tritt näher!" — Sie hielt die Klinge empor. Der Priester stand unentschlossen da. Sie hätte ihn gewiß niedergestoßen. „Feigling," rief sie ihm zu, „du wagst es nicht!" Dann fügte sie mit unerbittlichem Ausdruck hinzu: „Ja, ich weiß, daß Phoebus lebt;" sie wußte wohl, daß sie des Priesters Herz mit glühendem Eisen durchbohrte.

Der Archidiakonus stieß Quasimodo mit einem Fußtritt zu Boden, und stürzte knirschend in das Treppengewölbe zurück. Als er fort war, nahm Quasimodo die Pfeife auf, wodurch die Zigeunerin gerettet ward. —

„Sie wird rostig,“ sprach er, sie ihr zurückgebend, und ließ sie dann allein.

Das junge Mädchen, außer sich, sank auf's Bett, und schluchzte laut. Ihr Horizont zeigte neue Gewitterwolken. Der Priester tappte in seine Zelle zurück.

Um Esmeralda war es geschehn. Dom Claude war auf Quasimodo eifersüchtig. Mit sinnender Miene wiederholte er seinen Unglücksruf: „Niemand soll sie haben!“

Zehntes Buch.

1. Gringoire hat mehrere gute Einfälle in der Bernardiner Straße.

Seit Pierre Gringoire gesehen hatte, wie die Sache einen sehr üblen Ausgang nahm, wie Strick, Hängen und andre Unannehmlichkeiten den Haupt-Schauspielern der Komödie bevorstanden, ließ er es sich nicht einfallen, am Spiel Theil zu nehmen. Die Landstreicher, unter denen er geblieben war, denn er dachte, dies sei doch noch im schlimmsten Fall die beste Gesellschaft von Paris, nahmen fortwährend Antheil an der Zigeunerin. Dies fand er ganz natürlich bei Leuten, die, wie sie, nur Aussicht auf Charmolue und Torterue hatten, und die nicht, wie er, in den Regionen der Phantasie auf des alten Pegasus Flügeln umherschwärmten. Von ihnen hatte er erfahren, seine Gemahlin vom zerbrochenen Kruge habe sich in die Kirche Notre-Dame gerettet, und das war ihm sehr angenehm. Allein er verspürte nicht einmal die Versuchung, sie dort zu besuchen; nur bisweilen dachte er an die kleine Ziege. Uebrigens führte er des Tages, um seinen Unterhalt zu erwerben, Kunststücke

aus und verfaßte des Nachts eine Schrift gegen den Bischof von Paris; denn er erinnerte sich, von dessen Mühlrädern einst durchnäßt worden zu sein, und grollte deßhalb dem Kirchenfürsten. Auch kommentirte er das schöne Werk von Baudry-le-Rouge, Bischofs von Noyon und Coutray, de cupa petrarum, und dadurch erlangte er eine heftige Vorliebe zur Architektur, eine Neigung, die in seinem Herzen die Neigung zur Hermetik ersetzte, von der sie ja auch nur ein natürliches Corollar ist; denn Hermetik und Mauerei sind ganz verschwistert. Gringoire ging von der Liebe einer Idee zur Liebe ihrer Form über. Eines Tages blieb er bei St. Germain-l'Auxerrois an der Ecke eines Hauses stehen, welches man For-l'Evèque nannte, und welches einem andern, For-le-Roy, gegenüber, gebaut war. An diesem For-l'Evèque befand sich eine schöne Kapelle aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dessen Chor auf die Straße hin gerichtet war. Gringoire untersuchte andächtig ihr äußeres Schnitzwerk, und befand sich in einem Augenblicke egoistischen Genusses, wo der Künstler in der Welt nur die Kunst, und die Kunst in der Welt erblickt. Plötzlich fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter. Er wandte sich um; hinter ihm stand sein alter Freund, sein alter Lehrer, der Archidiakonus.

Er ward verlegen; schon lange hatte er den Archidiakonus nicht gesprochen, und Dom Claude war einer der feierlichen und leidenschaftlichen Menschen, deren

Begegnung das Gleichgewicht eines skeptischen Philosophen stets zu stören pflegt.

Der Archidiakonus schwieg einige Augenblicke, so daß Gringoire mit Muße ihn betrachten konnte. Er fand Dom Claude sehr verändert, blaß wie einen Wintermorgen, mit hohlen Augen und fast grauen Haaren. Endlich brach der Priester das Schweigen mit der Frage in ruhigem aber eisigem Tone: „Wie geht's Euch, Priester Pierre?“ — „Ihr fragt nach meiner Gesundheit? I nun, man kann dies und jenes davon sagen. Im Ganzen ist sie gut. Ich überlade mich nirgends. Ihr wißt, Meister, das Geheimniß, sich gut zu befinden nach Hippocrates id est: cibi potus, somni venus, omnia moderata sint.“ — „Ihr habt also keine Sorgen?“ fragte der Archidiakonus, indem er Gringoire mit festem Blick betrachtete.“ — „Wahrhaftig, nein.“ — „Was treibt Ihr denn?“ — „Wie Ihr seht, Meister, erforschte ich den Schnitt der Steine, und die Art, wie dies Basrelief gehauen ist.“

Der Priester lächelte bitter, indem er nur einen Mundwinkel in die Höhe hob. — „Daran findet Ihr Vergnügen?“ — „Mir ist dies das Paradies,“ antwortete Gringoire. Dann legte er sich über die Skulpturen mit der verblendeten Miene eines Naturforschers hin, der ein Phänomen des Lebens erklärt. „Findet Ihr nicht, daß dieser Uebergang in kaum hervorragende Figuren mit viel Zartheit, Gewandtheit und Geduld ausgeführt

ist? Seht dies Säulchen, an welchem Capital kann man zarteres und vom Meißel gleichsam geliebkostes Laub erblicken. Seht die drei Haut-Reliefs von Jean Maillevin. Es sind die schönsten Werke dieses großen Meisters. Die Naivität, die Sanftmuth der Gesichter, die Heiterkeit der Stellungen und Draperieen, die unaussprechliche Anmuth, welche mit den Fehlern gemischt ist, macht aus den Figuren sehr heitere und zarte Gestalten, vielleicht in nur zu hohem Grade. — Findet Ihr dies nicht sehr unterhaltend?“

„Ja wohl,“ antwortete der Priester.

„Säht Ihr nur das Innere der Kirche,“ fuhr der Dichter im schwatzhaften Enthusiasmus fort. „Ueberall sind Skulpturen. Es ist belaubt, wie ein Kohlkopf. Besonders zeigt die obere Ausschmückung einen so frommen und eigenthümlichen Styl, wie ich sonst noch nie gesehen habe.“

Dom Claude begann auf's Neue: „Ihr also seid glücklich?“ — Gringoire erwiederte mit Feuer: „Auf Ehre, ja! Zuerst liebte ich Frauen, dann Thiere; jetzt liebe ich Steine. Sie sind eben so unterhaltend wie Thiere und Frauen, aber nicht so treulos.“

Der Priester legte die Hand auf die Stirn. Es war seine gewöhnlichste Bewegung; dann sprach er: „Wahrhaftig, Ihr habt Recht!“

„Recht,“ begann Gringoire, „welch ein Genuß!“ Er nahm den Priester, der sich fortziehen ließ, bei'm

Arm und führte ihn in das Thürmchen der Treppe vom For-l'Evèque. — „Seht diese Treppe! So oft ich sie sehe, fühl' ich mich glücklich. Wie einfach und seltener Art sind die Stufen, unten sämmtlich ausgetreten! Ihre Schönheit und Einfachheit besteht in ihren Breiten von ungefähr einem Fuß, die in einander gefugt, genagelt, geschachtelt und geschnitten, auf wahrhaft feste und zierliche Weise in einander leißen.“ — „Ihr wünscht Nichts mehr?“ — „Nein.“ — „Ihr bedauert Nichts?“ — „Ich fühle weder Bedauern noch Wünsche. Ich habe mein Leben mir geordnet.“ — „Was der Mensch ordnet, verwirren die Dinge.“ — „Ich bin ein skeptischer Philosoph, und halte Alles im Gleichgewicht.“ — „Wie erwerbt Ihr Euren Unterhalt?“ — „Bisweilen dichte ich Epopöeen und Tragödien; die Industrie aber, Meister, die Ihr kennt, bringt mir am Meisten ein; ich trage eine Stuhlpyramide auf den Zähnen.“

„Das Handwerk ist grob und nicht philosophisch. — Eine Folge des Gleichgewichts. Einen Hauptgedanken findet man überall wieder. Das weiß ich.“

Nach einer Pause sprach der Priester: „Ihr seid aber doch in einem elenden Zustande.“ — „Ja wohl; aber in keinem unglücklichen.“

In dem Augenblick erschallten Huftritte, und unsre beiden sich unterredenden Gesellen sahen am Ende der Straße eine Kompagnie der Armbrustschützen von der Ordonnanz des Königs, mit hochgetragenen Lanzen und

dem Offizier an der Spitze vorüberziehen. Der Zug war glänzend und erschallte auf dem Pflaster.

„Warum betrachtet Ihr so den Offizier?“ sprach Gringoire zum Archidiakonus. — „Ich glaube ihn zu kennen.“ — „Wie heißt er?“ — „Phoebus von Chateaupers, wie ich glaube.“ — „Phoebus! ein sonderbarer Name! Es gibt einen Phoebus, Graf von Foix. Auch erinnere ich mich, ein Mädchen gekannt zu haben, die nur bei'm Namen Phoebus schwur.“ — „Kommt,“ sprach der Priester, „ich muß Euch Etwas sagen.“

Nachdem die Reiter vorübergezogen waren, durchblickte einige Aufregung die eisige Hülle des Archidiakonus. Er ging; Gringoire folgte ihm. Denn wie Jeder, der mit diesem Mann von überlegenem Geiste einmal in Berührung gekommen war, war er gewohnt, ihm zu gehorchen. Schweigend gelangten sie an die ziemlich einsame Straße der Bernardiner. Dom Claude stand hier still.

„Meister, was habt Ihr mir zu sagen?“ fragte Gringoire. — „Findet Ihr nicht,“ erwiederte der Archidiakonus mit dem Ausdruck des tiefsten Nachsinnens, „daß das Kleid jener Reiter schöner ist, als Eures und Meines?“

Gringoire schüttelte mit dem Kopfe. „Meiner Treu, ich liebe mehr mein gelb-rothes Wamms, als diese Schuppen von Eisen und Stahl. Wahrhaftig, ein besonderes Vergnügen, im Gehen denselben Lärm, wie der Kai de

la Feraille bei einem Erdbeben zu machen." — „Also Gringoire, Ihr habt nie diese schönen Knaben im Kriegskleide beneidet?" — „Weßhalb, Herr Archidiakonus? Um ihre Disciplin, ihre Stärke, ihre Rüstung? Philosophie und Unabhängigkeit in Lumpen ist mehr werth. Ich will lieber ein Fliegenflügel als ein Löwenkopf sein." — „Sonderbar," sprach der Priester mit finsterem Antlitz, „ein schönes Kleid ist doch schön!"

Gringoire verließ ihn, da er ihn so in Nachsinnen versinken sah, um die Halle eines benachbarten Hauses zu bewundern. In die Hände klatschend, kehrte er zurück. — „Sähet Ihr weniger," sprach er, „auf die schönen Kleider der Kriegsleute, möchte ich Euch bitten, dies Thor zu besehen. Ich sagte immer, das Haus des Herrn Aubry hat den prächtigsten Eingang in der ganzen Welt."

„Pierre Gringoire," fragte der Archidiakonus, „was habt Ihr mit der kleinen Zigeunerin, der Tänzerin, angefangen?" — „Ihr meint die Esmeralda? Nun, Ihr wechselt sehr plötzlich den Gegenstand des Gesprächs." — „War sie nicht Eure Frau?" — „Ja, vermittelst des zerbrochenen Kruges. — Wir hatten vier Jahre zusammen zu leben. Beiläufig gesagt," fügte Gringoire mit halb scherzender Miene hinzu, indem er dem Archidiakonus in's Gesicht sah, „Ihr denkt noch immer daran?" — „Ihr nicht mehr?" — „Selten. Mir liegen so viel Dinge im Kopf. Gott, wie schön war doch die Ziege!" — „Hat Euch die Zigeunerin nicht das Leben gerettet?"

— „Wahrhaftig! ja." — „Nun, was ist aus Ihr geworden, was habt Ihr mit ihr angefangen?" — „Ich kann's Euch nicht sagen. Man hat sie, glaube ich, gehängt." — „So?" — „Ich weiß es nicht gewiß. Als ich sah, es ginge an's Hängen, habe ich mich aus dem Spiel gezogen." — „Weiter wißt Ihr Nichts?" — „Wartet. Ja; ich hörte, sie habe sich in die Kirche Notre-Dame geflüchtet und sei dort in Sicherheit. Mir ist dies sehr lieb. Ich habe nicht entdecken können, ob die Ziege sich auch hat retten können. Weiter weiß ich Nichts." — „Ich will Euch noch Näheres sagen," sprach Dom Claude, und seine bis dahin langsame, fast dumpfe Stimme ward plötzlich donnernd. „Ja, sie hat sich in die Kirche Notre-Dame geflüchtet. Aber die Gerechtigkeit wird sie in drei Tagen dort herausholen, um sie auf dem Grèveplatz zu hängen. So befiehlt es ein Parlamentsbeschluß." — „Das thut mir leid," sprach Gringoire.

Der Priester war in einem Augenblicke kalt und ruhig geworden.

„Wer, zum Teufel," fuhr der Dichter fort, „hat sich das Vergnügen gemacht, einen Beschluß der Wiederausführung nachzusuchen? Konnte man nicht das Parlament in Ruhe lassen? Was ist daran gelegen, ob ein armes Mädchen unter den Schwibbögen der Kirche neben Schwalbennestern Schutz sucht." — „In der Welt gibt

es Teufel," erwiederte der Archidiakonus. — „Das ist verteufelt angerichtet," bemerkte Gringoire.

Nach einer Pause begann der Archidiakonus auf's Neue: „Sie rettete Euch doch das Leben." — „Ja, bei meinen Freunden, den Landstreichern. Beinah hätten sie mich gehängt. Jetzt würde es ihnen leid thun." — „Ihr wollt Nichts für sie thun?" — „Oh ja, Dom Claude, ich lade mir da aber eine schlimme Angelegenheit auf den Hals.' — „Was ist daran gelegen!" — „So? was ist daran gelegen? Wahrhaftig, Meister, Ihr seid gutmüthig. Ich habe zwei große Werke angefangen." — Der Priester schlug sich vor die Stirn. Ungeachtet seiner scheinbaren Ruhe enthüllte von Zeit zu Zeit eine heftige Bewegung seine inneren Zuckungen. — „Wie kann man sie retten?"

Gringoire antwortete: „Ich, Meister, würde erwiedern: Il padelt, d. h. auf türkisch: Gott ist unsre Hoffnung."

„Wie kann man sie retten?" fragte Claude nachsinnend. — „Hört, Meister, meine Einbildungskraft ist lebhaft. Ich will Mittel ausfindig machen. Soll man den König um ihre Begnadigung bitten?" — „Ludwig XI.? Entreiße dem Tiger seinen Raub!"

Gringoire suchte eine Lösung des Knotens. „Wollt Ihr, daß ich eine Erklärung an die Hebammen richte mit der Erklärung das Mädchen sei schwanger?"

Das hohle Auge des Priesters blitzte. — „Schelm! Weißt du das vielleicht?"

Gringoire erschrak über des Priesters Ausdruck und sagte schnell: „Ich gewiß nicht. Unsre Ehe war ein wahres Foris masitagium. Ich blieb immer vor der Thür stehen. Man erhält aber so einen Aufschub." — „Thorheit! Schande! Schweig!" — „Ihr habt Unrecht, so zornig zu werden. Man erhält einen Aufschub; das schadet Niemanden, und bringt den Hebammen, die arme Frauen sind, vierzig Deniers Parisis ein."

Der Priester hörte ihn nicht mehr. — „Dort muß sie aber fort," murmelte er. „Der Parlamentsbeschluß ist binnen drei Tagen auszuführen. Und dann Quasimodo! Die Weiber haben doch sonderbar schlechte Neigungen. — Meister Pierre," sprach er lauter, „ich habe die Sache überlegt; es gibt nur ein Mittel." — „Welches? ich sehe keins." — „Hört, Meister, vergeßt nicht, daß sie Euch das Leben rettete. Ich will Euch offen meine Gedanken sagen. Die Kirche wird Tag und Nacht bewacht. Man läßt nur die hinausgehen, welche man hineintreten sah. Ihr könnt hineingehen. Ihr mögt kommen, und ich will Euch zu ihr führen. Dann könnt Ihr die Kleider wechseln, sie legt Euer Wamms, Ihr legt ihren Weiberrock an."

„Nun, bis dahin ginge Alles gut," meinte der Philosoph. „Aber weiter!" — „Nun, sie geht in Eurer Kleidung aus der Kirche und Ihr bleibt dort mit der

ihrigen. Vielleicht wird man Euch hängen, aber sie wird gerettet."

Gringoire kratzte sich bedächtig hinter die Ohren. — „So, so! der Gedanke wäre mir niemals eingefallen."

Bei dem unerwarteten Vorschlag Dom Claude's verfinsterte sich plötzlich das gutmüthige und offene Antlitz des Dichters, wie eine heitere italienische Gegend, wenn ein Windstoß eine Gewitterwolke herbeitreibt.

„Nun, Gringoire, was haltet Ihr von dem Mittel?" — „Ich meine, Meister, man wird mich nicht vielleicht, sondern ganz gewiß hängen." — „Das kümmert uns nicht." — „Pest!" — „Sie rettete Euch das Leben. Ihr bezahlt eine Schuld." — „Ich bezahle andre Schulden bisweilen auch nicht." — „Meister Pierre, Ihr müßt!" — Der Archidiakonus sprach mit gebieterischer Stimme.

„Hört, Dom Claude!" erwiederte niedergeschlagen der Dichter; „Ihr habt Unrecht, bei dem Gedanken hartnäckig zu verharren. Ich sehe nicht ein, weßhalb ich mich anstatt eines Andern sollte hängen lassen." — „Was fesselt Euch denn so sehr an's Leben?" — „Tausend Gründe." — „Welche? wenn's beliebt." — „Luft, Sonnenschein, Morgen, Abend, Mondschein, meine Freunde, die Landstreicher, Mädchen, die schönen Gebäude, die ich studiren, drei Bücher, die ich schreiben will, worunter eins gegen den Bischof und seine Mühlen. Was weiß ich? Anaxagoras sprach, er sei auf der Welt, die Sonne zu bewundern. Und endlich habe ich das Glück, täglich

in Gesellschaft eines Mannes von Geist zu leben. Der bin ich nämlich selbst; und das ist sehr angenehm."

„Kopf, geeignet zu Schellen," murmelte der Archidiakonus. „Nun, sprich, wer erhielt dir dies so angenehme Leben? Wem verdankst du Luft, Sonnenschein und dein Vergnügen an Possen und Thorheiten? Wo wärst du, ohne sie? Du willst, sie soll sterben, und verdankst ihr das Leben? Dies göttliche, schöne, sanfte, anbetungswürdige Geschöpf, nothwendig dem Licht der Welt und göttlicher als Gott, soll sterben, während du zur Hälfte weise und zur Hälfte ein Thor, du Entwurf von Etwas, du Pflanze, die zu wandeln und zu denken wähnt, das dein ihr gestohlenes Leben führt, und du bist doch so nutzlos, wie eine Kerze am hellen Mittage! Gringoire, habe Mitleid! sei auch einmal edelmüthig! Sie war es zuerst."

Der Priester ward heftig. Gringoire hörte ihm Anfangs mit dem Ausdruck der Unentschlossenheit zu, und schnitt endlich eine tragische Fratze, welche seinem bleichen Antlitz Aehnlichkeit mit einem neugeborenen Kinde ertheilte, das an der Kolik leidet.

Er trocknete eine Thräne und sprach: „Ihr seid pathetisch. Nun, ich will's überlegen. Ihr habt da einen drolligen Einfall!" — Nach einer Pause fuhr er fort: „Nun, wer weiß? vielleicht hängt man mich nicht. Wer sich verlobt, heirathet nicht immer. Findet man mich in ihrer Kammer so possierlich gekleidet mit Weiberrock

und Haube, fangen die Häscher vielleicht an zu lachen. Und hängt man mich, so ist der Strick ein Tod, wie jeder andre, oder vielmehr kein Tod, wie jeder andre, ein Tod würdig eines Weisen, der sein ganzes Leben hindurch schwankte, weder Fleisch, noch Fisch, wie der Geist des wahren Skeptikers, ein Tod voll Pyrrhonismus und Bedenken, der Euch zwischen Himmel und Erde in der Schwebe läßt, der Tod eines Philosophen, der mir vielleicht prädestinirt war. Es ist herrlich zu sterben, wie man lebte."

Der Priester unterbrach ihn. „Also ist die Sache abgeschlossen." — „Was ist denn im Nothfall der Tod?" sprach Gringoire begeistert weiter, „ein schlimmer Augenblick, ein Brückenzoll, der Uebergang von Wenig zu Nichts. Als Jemand Cercidas aus Megalopolis fragte, ob er mit Freuden stürbe, gab er zur Antwort: Warum nicht? bald sehe ich die großen Männer, Pythagoras unter den Philosophen, Hecatäus unter den Geschichtschreibern, Homer unter den Dichtern, Olympus unter den Musikern."

Der Archidiakonus reichte ihm die Hand. „Also die Sache ist abgeschlossen. Ihr kommt morgen."

Diese Bewegung führte Gringoire zur Wirklichkeit zurück. „Meiner Treu, nein!" sagte er. „Gehängt werden? Abgeschmackt! Ich habe keine Lust." — „Gut! lebt wohl. — Ich werde dich schon wiedertreffen," murmelte der Archidiakonus.

Der Teufel vom Pfaffen soll mich nicht wieder treffen, dachte Gringoire und lief hinter ihm her. „Hört, Herr Archidiakonus, keine Feindschaft zwischen alten Freunden! Ihr nehmt Antheil an dem Mädchen, an meiner Frau, wollte ich sagen. Ihr habt eine List ersonnen, sie aus Notre-Dame zu bringen, welches aber sehr unangenehm für mich ist. Wenn ich nun ein andres Mittel bereit hätte? Ich sage Euch, mir fällt in dem Augenblick ein lichtvoller Gedanke ein, sie aus der Verlegenheit zu ziehen, ohne meinen Hals mit irgend einer Schlinge in Berührung zu bringen. Was meint Ihr? Ist es denn durchaus nothwendig, daß ich auch gehängt werde?“

Der Priester riß ärgerlich die Knöpfe aus seinem Kleide. „Strom von Worten! sag', was ist dein Mittel?“ — „Ja, ja,“ sprach Gringoire zu sich selbst und legte den Zeigefinger auf die Nase. „Ich hab's! Die Landstreicher sind brave Jungen! Der Zigeunerstamm liebt sie. Beim ersten Wort werden sie in Aufruhr gerathen. Nichts leichter! Eine Ueberrumpelung! Während des Getümmels kann man sie leicht entführen. Morgen Abend.... Es wird ihnen ganz recht sein!“

Der Priester schüttelte ihn. „Dein Mittel! schnell!“ Gringoire wandte sich majestätisch zu ihm. „Laßt mich. Ihr seht, ich bin schlau.“ Dann überlegte er noch einige Augenblicke, klatschte in die Hände und rief: „Bewundrungswürdig! Der Erfolg ist sicher!“

„Dein Mittel!“ rief Claude zornig. — „Hört, ich will's Euch in's Ohr sagen. Eine wahrhaft schlaue Gegenmine, die uns Alle aus der Angelegenheit zieht. Wahrhaftig, ich bin doch kein Einfaltspinsel, gesteht es ein!... Ah, so, ist die Ziege bei meiner Frau?“ — „Ja, der Teufel mag dich holen!“ — „Sie wollen auch die hängen?“ — „Was kümmert's mich?“ — „Ja, ganz gewiß. Vergangenen Monat hing ein Zuchtschwein am Galgen. Dem Henker ist das sehr willkommen. Er kann das Thier verspeisen. Arme Djali! armes, kleines, unschuldiges Lamm!“— „Verflucht! du bist der Henker! Schelm, welches Rettungsmittel hast du gefunden? Muß man deine Idee mit der Gebär-Zange zu Tage fördern.“ — „Meister, hört!“

Gringoire neigte sich zum Ohr des Archidiakonus, sprach sehr leise und warf von einem Ende der Straße zum andern einen unruhigen Blick, um zu sehn, ob Niemand vorüberginge. Als er mit Dom Claude gesprochen, drückte ihm dieser die Hand und sprach kalt: „Also morgen!“

„Ja, morgen,“ wiederholte Gringoire. Als der Archidiakonus fort ging, schlug er einen entgegengesetzten Weg ein und sprach halb laut: „Eine gewaltige Geschichte, Herr Pierre Gringoire! Was thut's? Wenn man klein ist, erschrickt man noch nicht vor großen Unternehmungen. Biton trug einen großen Ochsen auf den Schultern. Bachstelzen und Grasmücken fliegen über's Meer.“

2. Werde Landstreicher.

Der Archidiakonus, als er wieder in's Kloster trat, fand seinen Bruder Jehan wartend an der Thür seiner Zelle. Er vertrieb sich die Langeweile des Wartens, indem er das Gesicht seines Bruders, mit einer übermäßig verlängerten Nase bereichert, mit einer Kohle auf die Wand zeichnete.

Dom Claude bemerkte kaum seinen Bruder, denn andre Gedanken nahmen ihm den Kopf ein. Des muthwilligen Knaben fröhliches Gesicht, dessen Strahl das düstere Antlitz des Priesters sonst erheitert hatte, vermochte jetzt nicht, den Nebel zu zertheilen, welcher aus dieser mephitischen, sumpfigen, verdorbenen Seele täglich verdichteter aufstieg.

„Bruder,“ sprach Jehan furchtsam, „ich besuche Euch.“ Der Archidiakonus schlug nicht einmal die Augen auf. „Weiter!“ sprach er.

„Bruder,“ begann der Heuchler, „Ihr seid so gütig, gebt mir so oft guten Rath, daß ich immer wieder zu Euch komme.“ — „Weiter!“ — „Ach Bruder, Ihr hattet wohl Recht, als Ihr sagtet: Jehan, Jehan! cessat doctorum doctrina, discipulorum disciplina! Jehan, sei artig! Jehan, werde gelehrt! Jehan, bleibe nicht aus dem Kollegium des Nachts ohne rechtmäßigen Grund und Erlaubniß deines Lehrers. Prügele nicht die Picardier! noli Joannes verberare Picardos! Verfaule nicht,

wie ein unwissender Esel, quasi asinus illiteratus, auf dem Futterstroh der Schule! Jehan, laß dich nach Gutbefinden des Lehrers strafen! Jehan, geh' jeden Abend in die Kapelle und singe dort einen Psalm der glorreichen Frau Jungfrau Maria! Ach, das war ein trefflicher Rath!" — „Weiter!" — „Bruder, Ihr seht einen elenden, schuldigen Verbrecher, ein Scheusal, einen Liederlichen! Lieber Bruder, Jehan trat Euren Rath, wie Mist, mit Füßen. Ich bin schwer bestraft, denn Gott ist gerecht. So lange ich Geld hatte, trieb ich Possen und führte ein lustiges Leben. Ausschweifung, so schön von vorn, ist doch häßlich von hinten! Ich habe keinen Heller! Verkaufte Hemd, Tisch- und Handtuch! Das lustige Leben ist vorbei! Die schöne Kerze ist erloschen, und ein elendes Talglicht dampft mir unter der Nase. Ich trinke Wasser; ich werde von Gewissensbissen und Gläubigern gepeinigt."

„Weiter!" sprach der Archidiakonus.

„Ach, lieber Bruder, ich möchte mich bessern! Ich trete zerknirscht vor Eure Augen! Ich thue Buße und beichte! Auf die Brust schlage ich mit geballten Fäusten. Ihr hattet Recht, daß ich einst Submonitor und Licenciat im Kollegium Torchi werden sollte. Für diesen Stand fühle ich jetzt herrlichen Beruf. Ich habe aber keine Tinte und muß sie doch kaufen; ich habe keine Federn, und muß doch einige kaufen; ich habe weder Bücher, noch Papier, und muß beides doch kaufen! Dazu brauche ich ein

wenig Geld, und komme deßhalb zu Euch, mein Bruder, voll Zerknirschung.“ — „Weiter Nichts?“ — „Ja, ein wenig Geld!“ — „Ich habe keins.“

Da sprach der Student mit entschlossener und ernster Miene: „Gut, Bruder, es thut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß man mir andrerseits sehr vortheilhafte Anträge gemacht hat. Ihr wollt kein Geld geben?“ — „Nein!“ — „In dem Fall werde ich Landstreicher.“

Als er dies furchtbare Wort aussprach, gab er sich die Miene eines Ajax, welcher erwartet, der Blitz werde auf sein Haupt niederstürzen.

Der Archidiakonus sprach kalt: „Werdet Landstreicher!“

Jehan grüßte ihn mit tiefer Verbeugung und ging pfeifend die Treppe hinab. Als er durch den Klosterhof kam, hörte er, wie das Fenster seines Bruders aufgerissen ward. Er reckte die Nase in die Höhe und sah das strenge Gesicht des Archidiakonus hervorragen. — „Geh zum Teufel!“ rief Dom Claude, „das ist das letzte Geld, das du von mir haben sollst!“

Zugleich warf der Priester eine Börse hinab, die Jehan eine Beule auf der Stirn verursachte, worauf Jehan, zugleich verdrießlich und vergnügt, wie ein Hund fortging, dem man Markknochen an den Kopf wirft.

3. Es lebe die Lust!

Der Leser hat wohl nicht vergessen, daß ein Theil des Hofes der Wunder durch die alte Ringmauer der

Stadt begrenzt ward, welche damals anfing zu verfallen. Ein Thurm dieser Mauer war von den Landstreichern zum Vergnügungsort bestimmt. Im Keller war eine Schenke, und in den oberen Stockwerken andre Anstalten. Dieser Thurm war der lebendigste und folglich auch der scheuslichste Theil des Wunderhofes, eine Art ungeheuren Bienenkorbes, der Tag und Nacht summte. Des Nachts, wenn der übrige Theil des Bettlerquartieres schlief, wenn kein Fenster an den erdfahlen Façaden des Platzes mehr leuchtete, wenn man kein Geräusch aus diesen unzähligen Hütten, den Ameisenhaufen von Dieben, Freudenmädchen, gestohlenen oder Bastard-Kindern mehr vernahm, erkannte man den munteren Thurm noch immer an dem dort herrschenden Lärm, am Scharlachlicht, welches zugleich durch die Luftlöcher, die Fenster, die Mauerspalten, gleichsam aus allen seinen Poren drang.

Der Keller also war die Schenke. Man stieg durch eine niedrige Thür und eine Treppe hinein, die eben so starr, wie ein klassischer Alexandriner war. Am Thore hing als Schild ein wunderbares Gesudel von neuen Sous und getödteten Hühnern mit der Inschrift: Zu den Glockenläutern für geschiedene Seelen.

Eines Abends, als die Abendglocke überall in Paris erschallte, hätten die Sergeanten der Wache, wenn sie in den furchtbaren Wunderhof hätten dringen können, bemerken müssen, daß in der Schenke der Landstreicher mehr als gewöhnlich getrunken und geflucht wurde.

Außen standen zahlreiche Gruppen, die sich leise unterhielten, als werde ein großer Entwurf geschmiedet. Hin und wieder wetzte auch ein Schelm seine eiserne Klinge auf einem Pflasterstein. Uebrigens bildeten Wein und Spiel in der Schenke selbst eine so bedeutende Diversion hinsichtlich der Hauptgedanken des Gaunerstammes, daß man nur mit Mühe aus den Reden der Trinker errathen konnte, worum es sich handle. Nur schienen sie froher, als gewöhnlich, und bei Allen sah man eine Waffe zwischen den Beinen glänzen, ein Faschinenmesser, eine Axt, einen großen Haudegen oder auch eine alte Hakenbüchse.

Der Saal, von runder Form, war weit; allein die Tische waren dicht an einander gedrängt, und die Trinker so zahlreich, daß Alles in der Schenke, Männer, Weiber, Bänke, Bierkrüge, Trinker, Schlafende, Spielende, die, welche noch auf den Beinen standen, wie die Taumelnden durch einander mit eben so viel Ordnung, wie ein Haufen Austerschalen gedrängt schienen. Einige Talglichter brannten auf den Tischen; die Hauptbeleuchtung der Schenke, welche dort die Rolle des Kronleuchters im Opernsaale vertrat, war aber das Feuer. Der Keller war so feucht, daß man es nie, selbst nicht im Sommer, auf dem Kamin erlöschen ließ; der Kaminmantel war groß, aus gemeißeltem Stein, von Feuerböcken und Küchengeräthen starrend. Das Feuer brannte aus Holz und Torf, wie es in Dorfstraßen des Nachts mit rothem Schein die

Gebilde der Fenster einer Schmiede auf die entgegengesetzte Seite wirft. Ein großer Hund saß ernst in der Asche und drehete an der Gluth einen mit Fleisch beladenen Bratspieß.

Wie groß auch die Verwirrung sein mochte, konnte man beim ersten Blick drei Hauptgruppen erkennen, die sich um drei Personen drängten, mit welchen der Leser schon bekannt ist. Einer derselben, mit orientalischen Fetzen ausgestutzt, war Matthias Hungadi Spicali, der Zigeunerherzog. Dieser saß mit gekreuzten Beinen auf einem Tisch, hielt einen Finger in die Höhe und vertheilte mit lauter Stimme seine Wissenschaft weißer und schwarzer Magie an seine Umgebung, die ihm mit offenem Munde anhörten. Eine andre Masse drängte sich um unsern alten Freund, den tapfern König von Thunes, der bis auf die Zähne bewaffnet war. Clopin Trouillefou ordnete mit leiser und ernster Stimme die Ausleerung einer ungeheuren, vor ihn gestellten und mit Waffen gefüllten Tonne, woraus Beile, Degen, Helme, Schuppenpanzer, Lanzen- und Hellebarden-Spitzen, wie aus einem Füllhorn Aepfel und Trauben, hervorkamen. Jeder nahm ein Stück. Der Eine eine Pickelhaube, der Andre einen Stoßdegen, der Dritte das Erbarmen *) mit dem

---

*) So hieß im Mittelalter ein großer Dolch, womit gewöhnlich geharnischte Reiter im Zweikampf ihre vom Pferde gesunkenen Gegner niederstießen, oder den Ge-

Kreuz als Griff. Selbst Kinder bewaffneten sich, und krochen unter den Beinen der Trinker wie dicke Käfer umher. Endlich bedeckte ein dritter Kreis, der lärmendste, munterste und zahlreichste, Bänke und Tische. In ihrer Mitte sprach und fluchte eine Flötenstimme, die aus einer schweren, vom Helm bis zu den Sporen vollständigen Rüstung hervordrang. Jener Panoplet *) verschwand gänzlich unter dem Kriegskleide, so daß man von seiner ganzen Gestalt nur eine freche, etwas aufgestülpte rothe Nase und eine blonde Haarlocke, auch zwei kühne Augen und einen rothen Mund erblickte. Sein Gürtel war voll Dolche, an seiner Seite hing ein Degen, und über die linke Schulter eine verrostete Armbrust; vor ihm stand ein Weinkrug und rechts neben ihm ein dickes Mädchen mit entblößter Brust. Alle Mäuler rings um ihn lachten, fluchten und tranken.

Man denke sich noch zwanzig Nebengruppen, Kellner und Kellnerinnen, mit Krügen umherrennend, Spieler, die sich über Kugeln, die Hinkbahn, Würfel, das leidenschaftliche Spiel der Täfelchen lehnten, Zank in einem Winkel, Küsse im andern, dann erhält man einen Eindruck vom Ganzen, worüber die Helle eines großen Feuers flimmerte, welches tausend übermäßige und gro-

---

harnischte im Kampfe zu Fuß gebrauchten, wenn der Gegner überwunden war. Daher der Name.

Anm. des Uebers.

*) Ganz mit Rüstung bedeckt.

teske Schatten auf die Mauer warf. Der Lärm glich einer Glocke im schnellsten Geläut. Die Bratpfanne, in die ein Fettregen hinabfiel, füllte mit fortwährendem Knistern die Zwischenräume dieser tausend Dialoge aus, die von einem Ende des Saals bis zum andern sich kreuzten.

Unter diesem Lärm saß hinten in der Schenke auf der innern Bank des Kamins ein nachsinnender Philosoph. Die Füße steckte er in die Asche, das Auge heftete er auf die Feuerbrände. Dies war Pierre Gringoire.

„Auf! Schnell! Zu den Waffen! In einer Stunde wird der Marsch begonnen!“ rief Clopin seinen Kauderwälschen zu. Ein Mädchen trällerte:

„Vater und Mutter, gute Nacht,
Die Leute löschen die Lichter aus.“

Zwei Kartenspieler zankten sich. „Bube! Trefle-Bube!“ rief der Eine; „ich nehme dir den Stich! Miskigris kannst du durch den König ersetzen.“ — „Uf!“ heulte ein Normanne, an seiner näselnden Aussprache kennbar, „man wird hier zusammengepfropft wie die Heiligen von Caillonville.“ — „Söhne,“ sprach der Zigeunerherzog zu seinen Zuhörern in der Fistel, „die französischen Hexen gehen zum Sabbat ohne Besen, Fett, und Böcke zum Reiten, ganz allein mit einigen Zauberworten. Die italienischen Hexen haben stets einen Ziegenbock zu ihren Diensten an ihrer Thür. Alle müssen durch den Schornstein fliegen.“

Die Stimme des jungen Schelms, der von Kopf bis zu Füßen bewaffnet war, beherrschte den Lärm. „Hussa!“ rief er, „heute meine Waffenprobe! Landstreicher! Christus Bauch, ich bin Landstreicher! Schenkt ein! Freunde, ich heiße Jehan Frollo Dumoulin, bin Edelmann und der Meinung, Gott werde als Gendarme plündern. Brüder, wir werden eine herrliche That vollbringen, die Kirche belagern, Thüren einschlagen, das schöne Mädchen herausbringen, sie vor Priestern und Richtern retten. Das Kloster niederreißen, den Bischof in seinem Palast verbrennen, und dies Alles in weniger Zeit vollbringen, als ein Bürgermeister braucht, einen Löffel Suppe zu essen. Unsre Sache ist gerecht, wir plündern Notre-Dame und damit ist's vorbei. Wir hängen Quasimodo. Meine Damen, kennet ihr Quasimodo? Habt ihr ihn gesehn, wie er um Pfingsten auf der großen Glocke keucht? Bei meines Vaters Hörnern! Da sollte man ihn für einen Teufel, der auf einem Drachen reitet, halten. — Freunde, hört mich. Landstreicher bin ich mit ganzer Seele, Kauderwälscher von Herzen, und als Liederlicher geboren. Ich war reich, und habe mein Geld durchgebracht. Meine Mutter wollte mich zum Offizier, mein Vater zum Subdiakonus, meine Tante zum Gerichtsrath, meine Großmutter zum Protonotar des Königs, meine Großtante zum Schatzmeister machen; ich aber bin Landstreicher geworden. Ich sagte dies meinem Vater, der mir seinen Fluch in's Gesicht spie, meiner Mutter, der

alten Frau, die zu weinen und zu geifern anfing, wie jenes Scheitholz auf dem Feuerbock. Es lebe die Lust! Ich bin ein wahres Bicêtre! Wirthin, meine Liebe, andern Wein! Ich habe Geld! Ich will keinen Surène-Wein! Der kratzt mir die Kehle, als ob ich mir den Hals mit einem Korbe gurgelte und schabte!"

Laut lachend klatschten die Zuhörer Beifall, und als der Student den Lärm noch immer steigen sah, rief er aus: „Oh, welch ein Freudengeschrei! Populi debacchantis populosa debacchatio!" Dann sang er wie ein Kanonikus die Vesper, wobei sein Auge in Verzückung schwamm: „Quae cantica! quae organa! quae cantilenae! Quae melodiae hic sine fine decantantur! Sonant melliflua hymnorum organa, suavissima angelorum melodia, cantica canticorum mira!.... Säuferin des Teufels, gib mir Wein!"

Hier entstand eine Art Pause, während welcher die scharfe Stimme des Zigeunerherzogs sich erhob, wie er seine Leute belehrte: „Das Wiesel heißt Aduine, der Fuchs Blaufuß oder Waldläufer, der Wolf Graufuß oder Goldfuß, der Bär Herr Großvater. — Die Mütze eines Gnomen macht unsichtbar, und daß man unsichtbare Dinge sehen kann. — Wird eine Kröte getauft, muß sie roth oder schwarz gekleidet sein, eine Klingel am Hals und am Fuße haben. Der Gevatter hält ihr den Kopf, die Gevatterin den Hintern. — Der Teufel Sidagrasum läßt die Mädchen ganz nackt tanzen."

„Bei der Messe," unterbrach ihn Jehan, „der Teufel Sidigrasum möchte ich sein!"

Unterdeß fuhren die Landstreicher flüsternd am andern Ende des Saales sich zu bewaffnen fort. „Die arme Esmeralda!" sagte ein Zigeuner. „Sie ist unsere Schwester. Wir müssen sie retten." — Sie ist also noch immer in Notre-Dame?" fragte ein jüdisch aussehender Hausirer. — „Ja, wahrhaftig!" — „Auf, Kameraden, nach Notre-Dame! In der Kapelle Féréol und Fenrution sind zwei Statuen, Johannes des Täufers und des heiligen Antonius, beide von Gold, und siebzehn Mark Gold, fünfzehn Pfund Esterlin schwer. Das Fußgestell von Silber, übergoldet, und siebzehn Mark, fünf Unzen schwer. Ich weiß das; ich bin Goldschmied."

Man brachte Jehan sein Abendessen. Er legte die Hand auf den Busen seiner Nachbarin und rief: „Beim heiligen Gesicht von Lucca! *) Ich bin vollkommen glück-

*) Saint volt de Lucques! ein im Mittelalter bei Franzosen und Engländern (Normannen) gewöhnlicher Schwur, der durch eine Legende erklärt wird. Als der Erlöser sein Kreuz trug und ermüdet hinsank, trat ein mitleidiges Mädchen heran, um mit ihrem Tuche ihm das Gesicht abzutrocknen. Durch den Schweiß des Gesichts (heißt es) blieb ein Abdruck von den Zügen des Erlösers auf dem Tuche, und das Tuch wurde in Lucca als Reliquie aufbewahrt. Im Original befindet sich hier noch ein unübersetzbares Wortspiel, es ward nämlich gewöhnlich abgekürzt ausgesprochen: St. Vo

lich! Vor mir sehe ich einen Pinsel, der mich mit der gewichtigen Miene eines Erzherzogs betrachtet. Links steht ein andrer, dessen Zähne bis über das Kinn reichen. Mir geht es, wie dem Marschall Gré bei der Belagerung von Pontoise; meine Rechte stütze ich auf eine Erhöhung. — Mahom's Bauch! Kamerad, du siehst aus, wie ein Trödeljude, und setzest dich neben mir. Freund, ich bin von Adel! Handelsstand paßt nicht zum Adelstand. Pack' dich! — Hollah! ihr da! prügelt euch nicht. Baptiste Dieb, du hast eine so schöne Nase, und wagst sie gegen die Faust jenes Ochsen. Non cuiquam datum est habere nasum. — Wahrhaftig, Jacqueline Rothohr, du bist göttlich! Wie Schade, daß du keine Haare mehr hast! — Hollah, ich heiße Jehan Frollo, und mein Bruder ist Archidiakonus. Der Teufel soll ihn holen! Alles, was ich sage, ist Wahrheit. Als ich Landstreicher ward, verzichtete ich von ganzem Herzen auf ein im Paradiese gelegenes Haus, das mir mein Bruder versprach. Dimidiam domum in paradiso. Ich citire den Text. Ich besitze ein Lehen, Rue Tirechappe, und alle Weiber sind in mich verliebt, so wahr St. Eloi ein guter Goldschmied war, und so wahr die fünf Zünfte der guten

---

de Lue, und das Volk machte daraus Saint Goguelue, also einen heiligen Schlemmer. Jehan gebraucht den letzten Schwur und den richtigen. Er sagt: Beim heiligen Gesicht von Lucca, oder wie das Volk sagt: Beim heiligen Schlemmer. Anm. des Uebers.

Stadt Paris aus Lohgerbern, Weißgerbern, Gürtlern, Säcklern und Badern bestehen, und so wahr St. Laurentius durch Eierschalen gebraten ward. Kameraden, ich schwör's euch:

Ein Jahr will ich höllisch Feuer trinken,
Wenn dies nicht Alles Wahrheit ist.

„Meine Liebe, sieh durch's Kellerloch. Der Mond scheint, der Wind zerknittert die Wolken, so macht' ich's mit deinem Busentuch — Mädchen, putzt die Lichter und den Kindern die Nase. — Christ und Mahom! Was esse ich da? Die alte Hexe! Haare, die den Köpfen der Landstreicherinnen fehlen, sind im Pfannkuchen. Das alte Weib! Ich will Pfannkuchen ohne Haare! Der Teufel platte deine Nase! — Wirthshaus Belzebubs, wo die Landstreicherinnen sich mit Gabeln kämmen."

Er warf den Teller auf die Erde und sang mit lauter Stimme:

Gott's Blut, ich bin
Der Ehre baar,
Ohne frommen Sinn,
Ohne Rock sogar.
Mich kümmert so wenig
Gott wie der König.

Unterdeß war Clopin Trouillefou mit der Waffenvertheilung am Ende. Er trat zu Gringoire, der, in tiefes Nachdenken versunken die Füße auf ein Holzscheit gestützt hatte. „Pierre," sprach der König von

Thunes, „woran denkst du?“ Gringoire wandte sich zu ihm mit schwermüthigem Lächeln. „Lieber Herr, ich liebe das Feuer, nicht wegen des gemeinen Grundes, daß Feuer unsre Füße wärmt und Suppe kocht, sondern weil Funken sprühen. Bisweilen besehe ich mir stundenlang die Funken, und entdecke tausend Dinge in den Sternen, die vom schwarzen Grunde des Heerdes aufspringen. Die Sterne da sind Welten.“ — „Donnerwetter, ich verstehe dich nicht! Weißt du, was die Uhr ist?“ — „Nein.“

Clopin trat zum Zigeunerherzog heran. „Camerad Matthias, die Zeit ist nicht gut gewählt. Man sagt, König Ludwig sei in Paris.“ — „Ein Grund mehr, ihm unsre Schwester aus den Krallen zu ziehen.“ — „Matthias, du sprichst wie ein Mann. Uebrigens wird Alles leicht von Statten gehen. In der Kirche finden wir keinen Widerstand. Die Canonici sind Hasen, und wir sind stark. Morgen sind die Leute des Parlaments geprellt, wenn sie Esmeralda holen wollen. Bei den Gedärmen des Papstes, das schöne Mädchen sollen sie nicht hängen!“ — Clopin verließ hierauf die Schenke.

Unterdeß schrie Jehan mit heiserer Stimme: „Ich esse, trinke, bin betrunken, bin Jupiter! Peter Todtschläger, siehst du mich noch einmal so an, stülpe ich dir die Nase mit Nasenstübern.“

Gringoire, seinem Nachdenken entrissen, betrachtete die ungestüme und lärmende Scene, die ihn umgab,

und brummte zwischen den Zähnen: „Luxuriosa rei vinum et tumultuosa ebrietas. Ach! wie sehr habe ich Recht, daß ich Nichts trinke, und wie schön spricht St. Benedict: Vinum apostatare facit etiam sapientes.“

Clopin trat wieder ein und rief mit Donnerstimme: „Mitternacht!“

Dieß Wort brachte die Wirkung eines Marschsignals bei einem Regiment, das Halt macht, hervor. Alle Landstreicher, Männer, Weiber, Kinder, drängten sich unter lautem Waffengeklirr aus der Schenke.

Der Mond war mit Wolken bedeckt, der Wunderhof stockfinster, man sah kein Licht, allein er war nicht verlassen. Eine Masse Männer und Weiber sprachen leise mit einander; man hörte ein Summen und konnte im Dunkel die blanken Waffen erblicken. Clopin stieg auf einen Stein. „Bildet eure Reihen, Kauderwälsche, Zigeuner, Galiläa!“ rief er laut. Im Schatten entstand eine Bewegung. Die ungeheure Masse schien sich als Colonne zu bilden. Nach einigen Minuten erhob noch einmal der König von Thunes seine Stimme: „Durchzieht Paris im tiefsten Schweigen! Das Losungswort sei: Kleine Flamme zum Spiel! Die Fackeln werden vor der Kirche Notre-Dame nicht angezündet. Marsch!“

Nach zehn Minuten flohen die Reiter der Wache voll Schrecken vor einer Procession schwarzer und schweigender Männer, welche zum Pont-aux-Changes hin die

gewundenen Straßen durchzog, die das Viertel der Hallen nach allen Richtungen hin durchschneiden.

4. Ein ungeschickter Freund.

In derselben Nacht war Quasimodo noch nicht eingeschlafen. Er hatte seine letzte Runde in der Kirche gehalten und nicht bemerkt, daß der Archidiaconus, als er die Thore schloß, bei ihm vorüberging und einigen Aerger zeigte, weil Quasimodo das ungeheure Eisenwerk, welches den beiden Thürflügeln die Festigkeit einer Mauer verlieh, mit großer Sorgfalt verkettete und verriegelte. Dom Claude schien noch mehr als gewöhnlich von Gedanken gepeinigt zu sein. Auch mißhandelte er fortwährend Quasimodo seit dem nächtlichen Abentheuer in der Zelle; er mochte ihn aber noch so sehr anfahren, sogar mitunter schlagen, der Gehorsam, die Geduld und die Hingebung des treuen Glockenläuters ward durch Nichts erschüttert. Beleidigungen, Drohungen, Schläge des Archidiaconus duldete er, ohne einen Vorwurf zu murmeln, oder eine Klage auszustoßen. Höchstens sah er ihm unruhig nach, wenn der Archidiaconus die Thurmtreppe hinaufstieg; allein dieser hatte freiwillig darauf verzichtet, vor der Zigeunerin wieder zu erscheinen.

Quasimodo war in jener Nacht, nachdem er einen Blick auf seine armen verlassenen Glocken geworfen, auf den Gipfel des nördlichen Thurmes gestiegen, stellte seine wohlgeschlossene Blendlaterne auf das bleierne Dach

und besah Paris. Wie wir schon sagten, war die Nacht sehr dunkel. Paris, welches damals so zu sagen noch nicht erleuchtet war, bot seinem Auge einen wirren Haufen schwarzer Massen, hier und da durch die weißliche Krümmung der Seine durchschnitten. Nur an einem weit entfernten Fenster sah Quasimodo ein Licht an einem Hause, dessen unbestimmtes düsteres Profil sich hoch über die Dächer am Thore S. Antoine hinzeichnete. Dort auch wachte Jemand.

Als er den Blick seines einzigen Auges über diesen Horizont von Nacht und Nebel schweben ließ, empfand er im Herzen eine unaussprechliche Angst. Seit mehreren Tagen hielt er genaue Wache. Stets sah er Leute mit unheilvollem Gesicht die Kirche umschwärmen, welche das Asyl des Mädchens nie aus den Augen verloren. Er ahnete, eine Verschwörung werde gegen die arme Geflüchtete ausgesponnen, und meinte, derselbe Volkshaß, der ihn verfolge, gälte auch dem armen Mädchen, so daß in Kurzem wohl Etwas sich ereignen könne. Darum stand er wachsam auf der Thurmspitze und behielt Paris und die Zelle stets im Auge wie ein wachsamer Hund voll Mißtrauen.

Als er so die große Stadt mit dem einzigen Auge betrachtete, welches die Natur, ihn gleichsam zu entschädigen, so durchdringend geschaffen hatte, daß es die ihm fehlenden Organe ersetzen konnte, schien es ihm, der Schattenriß des Kai's de la vieille Pelletrie biete

etwas Sonderbares, eine Bewegung finde dort statt, und die schräge Linie der Brüstung am weißlichem Strom sei nicht grade, wie der der andern Kai's, sondern woge wie ein Fluß oder wie die Köpfe einer sich bewegenden Menschenmasse.

Dieß schien ihm auffallend. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die Bewegung schien sich zur Cité zu richten. Es schimmerte kein Licht. Sie dauerte einige Zeit auf dem Kai, dann verschwand sie allmählig, als dringe sie in das Innere der Insel. Endlich hörte sie gänzlich auf und die Linie des Kai's ward grade und unbeweglich. Im Augenblick, wo Quasimodo sich in Vermuthungen erschöpfte, schien es ihm, die Bewegung komme in der Straße des Vorplatzes wieder zum Vorschein, die in grader Linie auf die Vorderseite von Notre-Dame führte. So dicht auch die Finsterniß war, sah er, wie eine Colonnenspitze aus der Straße hervordrang, und auf den Platz eine Volksmasse plötzlich ausgoß, von der man nur die Masse erkennen konnte.

Dieß Schauspiel bot etwas Schreckliches dar. Die sonderbare Procession, welche so sorgfältig im dichten Dunkel sich zu verbergen schien, beobachtete aber kein vollkommenes Schweigen. Ein Geräusch mußte aufsteigen, war es auch nur das Gestampf der Füße. Dieß Geräusch gelangte nun zwar nicht zu unserm Tauben, aber die so in seiner Nähe sich bewegende und gehende Masse brachte bei ihm den Eindruck eines stummen,

nicht berührbaren im Rauche sich verlierenden Todtenhaufens hervor. Es schien ihm, als nahe sich ein Nebel von Menschen, als regten sich Schatten im Dunkel.

Er ward wieder von Furcht ergriffen, und der Gedanke eines Versuchs gegen die Zigeunerin drängte sich ihm auf. Er fühlte dunkel, wie eine gewaltsame Entscheidung nahe war. In dem Augenblick faßte er seinen Entschluß nach schnellerer und besserer Ueberlegung, als man bei einem so unvollkommen gebildeten Gehirn hätte erwarten sollen. Sollte er die Zigeunerin wecken und sie entwischen lassen? Aber wohin? Die Straßen waren besetzt und die Kirche stieß hinten an den Fluß. Weder Schiff, noch Ausgang! Er konnte nur einen Entschluß fassen; an der Schwelle von Notre-Dame sich tödten zu lassen, so lange Widerstand zu leisten, bis vielleicht Hülfe käme, und den Schlaf der Esmeralda nicht zu stören. Die Unglückliche mußte früh genug erwachen, um zu sterben. Als er diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, untersuchte er den Feind mit mehr Ruhe.

Die Masse schien mit jedem Augenblick auf dem Vorplatz anzuwachsen. Quasimodo vermuthete, sie mache wenig Lärm, weil die Fenster und Thüren des Platzes geschlossen blieben. Plötzlich erglänzte ein Licht, und dann ragten sieben bis acht angezündete Fackeln über den Häuptern empor, und schüttelten im Dunkel ihre Flammenbüschel. Quasimodo sah deutlich auf dem Platze eine Heerde zerlumpter Männer und Weiber sich gleich Wogen

kräuseln, sah Sicheln, Piken, Partisanen und Gartenmesser. Hin und wieder ragten schwarze Gabeln hervor Er erinnerte sich dunkel der Volksmasse und glaubte die Köpfe wieder zu erblicken, die ihn vor einigen Monaten zum Narrenpapst gewählt hatten. Ein Mann, der in der einen Hand eine Fackel und in der andern eine Lanze hielt, stand auf einem Eckstein und schien eine Rede zu halten. Zugleich führte das sonderbare Heer einige Bewegungen aus, als nehme es Position rings um die Kirche. Quasimodo nahm seine Laterne und stürzte auf die Platte zwischen den Thürmen, um mehr in der Nähe zu sehn, und auf Vertheidigungsmittel sinnen zu können.

Clopin Trouillefou hatte vor dem Portale wirklich seine Leute in Schlachtordnung aufgestellt. Ob er gleich keinen Widerstand erwartete, wollte er als kluger General Ordnung erhalten, so daß er im Nothfall gegen einen Angriff der Wache oder der Sergeanten Front machen konnte. Er hatte seine Truppen in der Art aufgestellt, daß, von fern gesehen, sie dem römischen Triangel, dem Schweinskopf Alexanders und dem berühmten Winkel Gustav Adolfs glichen. Die Basis des Triangels stützte sich auf den Hintergrund des Platzes und versperrte die Rue du Parois, eine Seite war an das Hotel-Dien, eine andre an die Straße S. Pierre-aux-Boeufs gelehnt. Clopin Trouillefou stand mit dem Zigeunerherzog, unserm Freund Jehan und den kühnsten Raufern an der Spitze.

In den Städten des Mittelalters war eine Unternehmung, wie die der Landstreicher gegen Notre-Dame nicht so selten. Was wir gegenwärtig Polizei nennen, war damals noch nicht vorhanden. In den volkreichen, besonders den Hauptstädten war eine obere Centralgewalt noch nicht gebildet. Die Feudalität hatte diese gewaltigen Communen auf sonderbare Weise gebaut. Eine Stadt war eine Ansammlung von tausend Herrschaften, welche sie in Theile jeglicher Art und Größe schieden. Tausend Polizeien kreuzten sich, d. h. es gab keine Polizei. In Paris gab es außer den 141 Lehensherrn noch fünfundzwanzig, die Gerichtsbarkeit besaßen, vom Bischof von Paris, der hundert fünfundvierzig Straßen, bis zum Prior von Notre-Dame-des-Champs, der vier besaß. Alle feudalen Gerichtsherrn erkannten die Oberherrschaft des Königs nur dem Namen nach an; alle hatten ihr eigenes Gericht in ihrem Bezirk. Ludwig XI. der unermüdliche Minirer, welcher so kräftig das Werk des Niederreißens jenes feudalen Baues begann, das Richelieu und Ludwig XIV. zum Nutzen des Königthums fortsetzten, und welches Mirabeau zum Nutzen des Volkes beendete, Ludwig XI. hatte wohl versucht, dieß Netz von Herrschaften, das Paris bedeckte, zu durchlöchern, und schleuderte zwei oder drei allgemeine Polizeiordonnanzen plötzlich hinein. So erhielten 1465 die Einwohner Befehl, mit Einbruch der Nacht ihre Fenster mit Kerzen zu erleuchten und ihre Hunde einzuschließen,

wobei mit Strafe des Stranges gedroht ward. In demselben Jahre gab der König Befehl, die Straßen des Abends mit Ketten zu sperren, und erließ ein Verbot, des Vorrechts öffentlich Angriffswaffen zu tragen. Allein in kurzer Zeit wurden diese Versuche der Kommunalgesetzgebung nicht mehr beachtet. Die Bürger ließen ihre Lichter vom Winde erlöschen und ihre Hunde umherlaufen; eiserne Ketten wurden nur im Belagerungszustande ausgespannt; das Verbot, Waffen zu tragen, hatte keine andere Folge, als die Namensveränderung der Straße Kehlabschneiden (Rue coupe-Gueule). Das alte Gerüst der Feudalgerichtsbarkeit blieb unerschüttert; eine ungeheure Anhäufung von Aemtern und Herrschaften kreuzten, hinderten, verwickelten sich, und schnitten in einander ein; überall war ein nutzloses Verhack von Wachen, Unterwachen, Gegenwachen, welche Raub, Schändung und Aufruhr mit gewaffneter Hand durchzog. Ein solcher Aufstand, ein Angriff des Pöbels auf einen Palast oder ein Haus in einem bevölkerten Stadtviertel war deßhalb durchaus nicht ungewöhnlich. Die Nachbarn pflegten sich dann nur einzumischen, wenn die Plünderung sich auch bis auf sie erstreckte. Bei'm Gewehrfeuer verstopften sie sich die Ohren, schlossen ihre Fensterläden, verrammelten ihre Thüren, ließen den Streit mit oder ohne Wache ausfechten, und dann sagte man am andern Morgen: Gestern Nacht ward Etienne Barbette genothzüchtigt, oder der Marschall in Clermont ist gefangen genommen ꝛc. ꝛc.

Darum besaßen auch nicht allein die königlichen Wohnungen das Louvre, das Palais, die Bastille, die Tournelles, sondern auch bloße Herrenhäuser, das Hotel de Sens, d'Angoulème, Petit Bourbon ihre Mauerzinnen und Schießscharten an den Thüren. Die Kirchen wurden durch ihre Heiligkeit beschützt. Einige jedoch, wozu Notre-Dame aber nicht gehörte, waren befestigt. Der Abt von S. Germain-des-Près besaß eine Zinnenmauer wie ein Baron, und hatte mehr Kupfer zu Kanonen als zu Glocken gebraucht. Seine Festung war 1610 noch vorhanden. Gegenwärtig ist kaum die Kirche erhalten.

Kehren wir zu Notre-Dame zurück.

Als die ersten Anordnungen getroffen waren (und zur Ehre der Landstreicher-Disciplin müssen wir berichten, daß Clopin's Befehle in der größten Stille und mit bewunderungswürdiger Genauigkeit ausgeführt wurden), stieg der würdige Führer der Bande auf die Brüstung des Vorhofs, wandte sich gegen Notre-Dame, schüttelte die Fackel, deren vom Wind bewegte und im Rauche oft verhüllte Flamme die röthliche Façade der Kirche den Augen abwechselnd zeigte und wieder verschwinden ließ, und rief mit rauher, drohender Stimme:

„Louis Beaumont, Bischof von Paris, Rath im Parlamentshofe, dir verkünde ich, Clopin Trouillefou, König von Thunes, Groß-Cosra, Prinz von Kauderwälsch, Bischof der Narren, wie folgt: Unsre Schwester, wegen Magie ungerecht verurtheilt, flüchtete sich in deine Kirche.

Du schuldest ihr Freistatt und Sicherheit. Der Parlamentshof will sie aber dort ergreifen lassen, und du gabst deine Einwilligung, so daß sie morgen auf dem Grèveplatz gehängt wird, wenn Gott und die Landstreicher sie verlassen. Bischof, darum kommen wir zu dir. Ist deine Kirche geheiligt, so ist es auch unsre Schwester; ist unsre Schwester nicht geheiligt, so ist es auch nicht deine Kirche. Deßhalb fordern wir dich auf, uns das Mädchen zu übergeben, willst du die Kirche retten, oder wir nehmen das Mädchen und plündern die Kirche. So wahr dieß geschehen wird, pflanze ich hier mein Banner auf, und Gott beschütze dich, Bischof von Paris."

Quasimodo konnte diese mit düsterer und wilder Majestät ausgesprochenen Worte leider nicht verstehen. Ein Landstreicher reichte Clopin sein Banner, und dieser pflanzte es feierlich zwischen zwei Pflastersteinen auf. Dieß war eine Gabel, an deren Zacken ein blutiges Stück Luder hinabhing.

Hierauf wandte sich der König zu seinem Heer, einer wilden Schaar, deren Blicke fast eben so wie die Piken strahlten. Nach einer kleinen Pause rief er aus: „Vorwärts, Söhne! An's Werk!"

Dreißig Männer mit viereckigen Gliedern, mit Gesichtern von Schlossern, traten mit Hämmern, Kneipzangen und Brechstangen hervor. Sie traten zum Hauptthor, stiegen die Stufen hinan, kauerten unter dem Spitzbogen und arbeiteten an der Thür mit Kneipzangen und Hebeln.

Eine Menge Landstreicher folgte, um zuzuschauen und zu helfen. Die zwölf Stufen des Portals waren augenblicklich bedeckt.

Die Thür aber hielt. „Teufel, die ist hart und eigensinnig,“ sagte Einer. — „Sie ist wie ein altes Weib mit hörnernem Knorpel,“ meinte ein Andrer. — „Muth, Kameraden,“ sagte Clopin. „Ich wette meinen Kopf gegen einen Pantoffel, ihr nehmt das Mädchen, entkleidet den Hauptaltar, bevor ein Büttel erwacht. Hört, ich glaube, das Schloß verrückt sich schon.“

Clopin ward durch einen furchtbaren Lärm unterbrochen, der in dem Augenblick hinter ihm ertönte. Er wandte sich um. Ein ungeheurer Balken fiel von oben herab und zerschmetterte ein Dutzend Landstreicher auf den Stufen der Kirche, sprang auf dem Pflaster mit dem Schall eines Kanonenschusses in die Höhe und zerbrach noch hier und da die Knie der sich mit dem Schrei des Schreckens entfernenden Gauner. In einem Augenblick war der enge Vorplatz geräumt. Die von der tiefen Wölbung des Portals geschützten Arbeiter mit Brecheisen verließen das Thor und Clopin selbst trat in einer achtungsvollen Entfernung von der Kirche zurück.

„Ich bin dem Balken kaum entwischt,“ sprach Jehan. „Ochsenkopf! ich roch ihn von Weitem. Aber Peter Todtschläger ist todtgeschlagen.“

Es ist uns unmöglich, die Bestürzung zu beschreiben, welche bei’m Niederfallen des Balkens sich der Banditen

bemächtigte. Einige Minuten lang blickten sie starr in die Luft, erschrockener, als über tausend Häscher des Königs. — „Satan!“ brummte der Zigeunerherzog, „das riecht nach Hexerei. — „Der Mond schickt uns dies Scheitholz,“ meinte ein Anderer. — „Ja, ja,“ sagte ein Dritter, „der Mond soll ein Freund der heiligen Jungfrau sein.“ — „Tausend Päpste,“ rief Clopin, „ihr alle seid Pinsel!“ Den Fall des Balkens konnte er sich aber nicht erklären.

Oben auf der Façade, wohin der Fackelschein nicht reichte, konnte man Nichts bemerken. Der schwere Balken lag mitten auf dem Vorplatz, und man vernahm das Geseufz der Unglücklichen, die den ersten Stoß erhalten hatten, und denen der Bauch auf den Ecken der steinernen Stufen durchschnitten war.

Als die erste Bestürzung vorüber war, fand der König von Thunes endlich eine Erklärung, die seinen Gefährten annehmbar schien. — Gottes Rachen! Vertheidigen sich die Pfaffen? Tödtet sie! tödtet sie!“

„Tödtet sie!“ rief das Volk mit furchtbarem Gebrüll. Eine Ladung von Armbrüsten und Hakenbüchsen ward gegen die Façade geschossen.

Bei dem darauf folgenden Schall erwachten die friedlichen Bewohner der benachbarten Häuser. Mehre Fenster wurden geöffnet; Nachtmützen und Lichter kamen zum Vorschein. „Schießt auf die Fenster,“ rief Clopin. Die Fenster wurden sogleich geschlossen und die armen

Bürger, welche kaum Zeit hatten, einen verstörten Blick auf diese Scene des Tumults und Fackelscheins zu werfen, legten sich, aus Angst schwitzend, zu ihren Weibern, und fragten sich, ob der Sabbath auf dem Vorplatz Notre-Dame jetzt gehalten würde, oder ob die Burgunder, wie im Jahre 64, Sturm liefen. Die Männer dachten an Raub, die Weiber an Nothzucht, und Alle zitterten.

„Schlagt todt!" riefen die Kauderwälschen, wagten aber nicht, näher zu treten. Sie betrachteten die Kirche und den Balken. Der Balken regte sich nicht; die Kirche schien ruhig und einsam. Allein irgend Etwas erstarrte die Landstreicher aus Furcht.

„An's Werk! brecht die Thür auf!" rief Clopin. — Keiner wagte einen Schritt. — „Bart und Bauch!" rief Clopin; „Männer fürchten sich vor einem Balken!" Ein alter Arbeiter mit dem Brecheisen redete ihn an: „Hauptmann, der Balken ärgert uns nicht; die Thür ist mit Eisenbarren verrammelt; Brecheisen vermögen hier Nichts." — „Womit könnt Ihr sie denn einbrechen?" — Nur mit einem Widder."

Der König von Thunes lief keck zum furchtbaren Balken, stellte den Fuß darauf und rief: „Hier ist einer! Die Pfaffen haben ihn geschickt." Dann machte er eine spöttische Verbeugung gegen die Kirche und sprach: „Habt Dank, Pfaffen!"

Diese Keckheit verfehlte ihre Wirkung nicht; der

Zauber des Balkens war gebrochen. Bald stürzte die schwere Masse, von tausend kräftigen Armen gehoben, mit Wuth gegen die Thür, die zu erschüttern man schon versucht hatte. Sah man so bei'm halben Licht der wenigen Fackeln den Balken, getragen von einer Masse Menschen, die wüthend auf die Kirche losrannten, hätte man das Ganze für ein Ungeheuer mit tausend Füßen halten können, das mit gesenktem Haupte einen riesigen Stein angriff.

Bei'm Stoß des Balkens wiederhallte die halb metallische Thür, wie eine ungeheure Trommel. Sie ward nicht erbrochen, allein die ganze Kathedrale bebte, und man vernahm den Nachhall in den tiefen Höhlungen des Baus. In demselben Augenblicke begann ein Regen großer Steine von der Façade auf die Angreifenden hinabzusinken. — „Teufel!" rief Jehan, „schütteln die Thürme ihr Geländer uns auf den Kopf?" — Der Antrieb war aber einmal gegeben, der König von Thunes gab das Beispiel. Der Bischof, dachten die Landstreicher, vertheidigt sich, und stießen mit noch größerer Wuth an die Thür, obgleich die Steine manchen Schädel zerschmetterten.

Sonderbarer Weise fiel immer nur ein Stein hinab, aber der eine folgte dicht auf den andern. Die Kauderwälschen fühlten immer zwei, einen auf dem Kopfe, einen andern auf den Beinen. Nur wenige verfehlten ihr Ziel und schon blutete und zuckte eine große Schicht

Quasimodo eilte zu jenem Thurm. Die inneren Kammern waren wirklich mit Baumaterialien angefüllt. Dort lagen Haufen von Brechsteinen, gerollte Bleiplatten, Lattenbündel, starke, schon gesägte Balken und Schutthaufen. Kurz, dort fand sich ein vollständiges Arsenal. Die Gefahr war dringend. Pfähle und Hämmer arbeiteten unten. Mit einer durch das Gefühl der Gefahr verzehnfachten Kraft hob er einen Balken, den schwersten und längsten, in die Höhe, steckte ihn durch eine Luke, packte ihn wieder außerhalb des Thurms, schob ihn über den Winkel des Geländers, das die Platte umringt, und ließ ihn in den Abgrund hinabfallen. Das ungeheure Holz schabte die Mauer, zerbrach die gemeißelten Werke, drehete im Fall von mehr als 160 Fuß sich mehrere Male um, gleich einem Windmühlenflügel, der allein durch leeren Raum fliegt. Endlich berührte es den Boden, ein furchtbares Geschrei erhob sich, und der schwarze Balken, auf dem Pflaster zurückprallend, glich einer ungeheuren, springenden Schlange. Quasimodo sah, wie die Landstreicher bei'm Sturz des Balkens, wie Asche bei'm Hauche eines Kindes, auseinanderflogen. Er benutzte ihre Furcht, und während sie einen abergläubischen Blick auf die vom Himmel gesunkene Keule hefteten, und die steinernen Heiligen des Portals mit einer Ladung von Schrot und Pfeilen einäugig machten, häufte Quasimodo schweigend Steine, sogar die Maurergeräthe, auf den Rand der Balustrade, wovon der Balken schon hinabgesunken war.

Sobald sie an das Hauptthor zu stoßen begannen, fiel der Steinhagel hinab, so daß es ihnen schien, die Kirche reiße selbst sich nieder, um auf ihre Häupter zu stürzen.

Erschrocken wäre Jeglicher, der Quasimodo in dem Augenblick hätte schauen können. Außer den Wurfgeschossen an der Balustrade hatte er auch einen Steinhaufen auf der Platte selbst gebildet. Als nun die ersteren erschöpft waren, nahm er die letzteren. Mit unglaublicher Schnelligkeit bückte und richtete er sich wieder auf. Sein breiter Gnomenkopf lehnte sich über das Geländer; dann fiel ein ungeheurer Stein und wieder ein andrer. Von Zeit zu Zeit folgte er einem schweren Stein mit den Augen, und stieß einen Laut der Zufriedenheit aus, wenn dieser getödtet hatte.

Die Gauner wurden aber nicht entmuthigt. Schon mehr als zwanzigmal erbebte das dichte Thor, wogegen sie so erbittert anrannten, unter der Schwere des eichenen Widders, welche durch die Kraft von mehr als hundert Menschen vervielfacht ward. Die Vertiefungen krachten, das Schnitzwerk flog in Splittern umher, bei jeglichem Stoß sprangen die Angeln auf den Ringnägeln in die Höhe, die Bretter verrückten sich, das Holz fiel neben dem Eisenbeschlag zerbröckelt nieder. Glücklicher Weise für Quasimodo war mehr Eisen als Holz an der Thür. Er merkte aber, die Thür wanke. Obgleich er die Stöße nicht hörte, fühlte er, alle Höhlungen der Kirche würden erschüttert. Er sah, wie die Landstreicher, voll Wuth

und Siegesfreude, der dunklen Façade mit der Faust droheten; für sich und die Zigeunerin beneidete er um ihre Flügel die Eulen, welche in Schwärmen über seinem Haupte davonflogen. Sein Steinregen genügte nicht mehr, die Stürmenden zurückzutreiben. In diesem Augenblick bemerkte er, etwas tiefer, als die Balustrade, von wo er die Landstreicher zerschmetterte, zwei lange, steinerne Dachrinnen, welche unmittelbar über das Hauptthor ausliefen. Die innere Oeffnung dieser Rinnen ging vom Pflaster der Platte aus. Da faßte er einen Gedanken. Aus seiner Glockenzelle holte er ein Reisigbündel, legte hierauf Latten und Bleirollen, Munition, die er noch nicht benutzt hatte, und als er den Scheiterhaufen vor dem Loch der Rinne zurechtgelegt hatte, zündete er ihn mit seiner Laterne an.

Als nun die Steine nicht mehr hinabfielen, hörten die Gauner auf, nach der Façade hinzublicken. Gleich einer Meute, die den Eber in seinem Lager überwältigt, drängten sie sich um das zwar entstellte, aber noch immer nicht gesprengte Hauptthor. Schäumend horchten sie auf den Hauptstoß, der es aufreißen sollte. Jeglicher suchte sich heranzudrängen, um zuerst in die Kathedrale zu stürzen, in den reichen Behälter, wo die Schätze von drei Jahrhunderten sich aufgehäuft hatten. Sie erinnerten sich einander mit dem Brüllen der Freude und Habgier an die schönen silbernen Kreuze, die Brocatmäntel, die Gräber mit vergoldetem Silber, die Pracht des Chors,

Feuer, das die Unglücklichen mit tausend Hagelkörnern durchsiebte.

Das Geschrei war zerreißend. Alle flohen, die Furchtsameren wie die Kühnsten, und warfen den Balken auf die Leichen. In einem Augenblick war der Vorplatz geräumt. Aller Augen erhoben sich zur Kirche. Was sie dort sahen, war außergewöhnlich. Auf dem höchsten Gipfel der Galerie über der Central-Rosette stieg eine lange, wüthende Flamme mit Funkenwirbeln, deren Spitze hin und wieder in den Rauch aufschoß, zwischen den beiden Thürmen empor. Unter der Flamme spieen zwei Rachen von Ungeheuern unaufhörlich einen brennenden Regen aus, dessen Strom einen silberfarbenen Schein auf das Dunkel der unteren Façade warf. Die beiden Strahlen flüssigen Blei's erweiterten sich, je näher sie dem Boden kamen, in Garben, gleich dem Wasser, das den tausend Löchern einer Gartenbrause entströmt. Ueber der Flamme schienen die ungeheuren Thürme, deren Umrisse scharf geschnitten hervortraten, der eine schwarz, der andre roth, noch größer durch die langen Schatten, die sie bis auf den Himmel warfen. Ihre unzähligen Skulpturen von Teufeln und Drachen boten einen düstren Anblick. Beim zitternden Schein der Flamme schienen sie sich zu regen. Fratzen schienen zu grinsen, Traufröhren ihre Rachen aufzureißen, Salamander in's Feuer zu blasen und Ungeheuer im Rauche zu niesen. Unter den durch Flammen aus dem steinernen

Schlaf so erweckten Mißgestalten sah man von Zeit zu Zeit an der strahlenden Front des Scheiterhaufens ein sich bewegendes Ungeheuer vorübereilen, gleich einer Fledermaus, die ein Licht umflattert.

Gewiß erweckte der sonderbare Leuchthurm den Holzhacker der Hügel von Bicêtre, und dieser mußte erschrocken den gigantischen Schatten der Thürme von Notre-Dame auf seinen Heiden erblicken.

Ein Schweigen des Schreckens herrschte unter den Landstreichern. Man hörte nur den Nothruf der in ihrem Kloster eingeschlossenen Priester, welche geängsteter waren, als Pferde in einem brennenden Stall, das schnelle Oeffnen und Zuschlagen der Fenster, den Lärm im Innern des Hotel-Dieu, den Wind in der Flamme, das Röcheln der Sterbenden und das fortwährende Prasseln des Bleiregens auf dem Pflaster.

Die Führer der Landstreicher zogen sich unter die Vorhalle des Hauses Gondelaurier zurück und hielten Rath. Der Zigeunerherzog saß auf einem Markstein und betrachtete mit abergläubischer Furcht den geisterhaften Scheiterhaufen, der zweihundert Fuß hoch in der Luft strahlte. Clopin Trouillefou biß wüthend in seine breiten Fäuste. — „Unmöglich einzudringen!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Eine gefeierte Kirche,“ murmelte der alte Zigeuner Mathias Hungadi Spicali.

„Bei'm Schnurrbart des Papstes!“ sprach ein alter

schon ergrauter Spitzbube, der als Landsknecht gedient hatte, die Dachrinnen der Kirchen speien uns geschmolzenes Blei noch besser in's Gesicht, als die Schießscharten von Lectoure.

„Seht Ihr den Teufel, der bei'm Feuer hin- und herrennt?“ rief der Zigeunerherzog.

„Bei Gott!“ sprach Clopin, „das ist der verdammte Glockenläuter Quasimodo.

Der Zigeuner erhob den Kopf. — „Ich sage, es ist der Geist Sabnac, der große Markgraf, der Teufel der Festungen. Er sieht aus, wie ein gewaffneter Soldat und hat einen Löwenkopf. Bisweilen sitzt er auf einem scheußlichen Roß. Menschen verwandelt er in Steine und baut Thürme mit ihnen. Er befehligt fünfzig Legionen Teufel. Er ist's, ich erkenne ihn wieder. Bisweilen trägt er ein schönes Kleid mit Gold nach Art der Türken.

„Wo ist Bellevigne-de-l'Etoile?“ fragte Clopin.

„Todt,“ erwiederte eine Zigeunerin. Andry le Rouge rief mit gleichsam blödsinnigem Lachen, „Notre-Dame gibt dem Hotel-Dieu zu thun.“ — „So gibt's denn kein Mittel, das Thor zu sprengen?“ rief der König von Thunes, mit dem Fuße stampfend.

Der Zigeunerherzog zeigte ihm traurig die beiden siedenden Bleiströme, welche die schwarze Façade wie zwei lange Spinnrocken von Phosphor zu beleuchten fortfuhren. — „Schon oft,“ sagte er seufzend, „vertheidigten sich so die Kirchen. St. Sophia in Constantinopel warf

dreimal Mahoms Halbmond ab, und schüttelte ihre Kuppeln, die ihre Häupter sind. Guillaume von Paris, der Notre-Dame baute, war ein Hexenmeister."

Sollen wir denn wie Lakaien der Heerstraße demüthig abziehen," sagte Clopin, „und unsere Schwester da lassen, damit sie morgen die bekappten Wölfe hängen?"

„Und die Sakristei, wo Wagen voll Gold liegen," fügte ein Gauner hinzu, dessen Namen wir leider nicht kennen.

„Mahom's Bart!" rief Trouillefou. — „Versuchen wir's noch einmal," sagte jener Gauner.

Mathias Hungadi erhob den Kopf: „Durch das Thor können wir nicht eindringen. Wir müssen die schwache Seite von der Rüstung jener alten Fee ausfindig machen, ein Loch, eine Hinterthür, irgend ein Panzergelenk." — „Ich kehre zurück! wer folgt?" sprach Clopin. „Aber wo ist der kleine Student Jehan, der ganz im Eisen steckte. — „Wahrscheinlich todt," erwiederte Jemand, „man hört sein Gelächter nicht mehr."

Der König von Thunes runzelte die Brauen. „Sehr schlimm! ein tapfres Herz schlug unter der Rüstung. Wo ist aber Meister Pierre Gringoire? — „Capitän Clopin," antwortete Andry-le-Rouge, „er hat sich fortgeschlichen, als wir noch nicht am Pont-aux-Changeurs waren."

Clopin stampfte mit dem Fuße. „Gottes Rachen! Er hat uns aufgehetzt, und ein schönes Geschäft auf den

Hals geladen! Der feige Schwätzer, mit dem Pantoffel auf dem Kopf!“

„Kapitän Clopin,“ rief Andry-le-Rouge, der in die Straße des Vorplatzes hinaufblickte. „Dort kömmt der kleine Student.“

„Pluto sei gelobt,“ sprach Clopin, „aber bei'm Teufel, „was schleppt er hinter sich her?“

Jehan war es wirklich. Er lief so schnell, wie es sein schweres Kleid eines Paladins und eine lange Leiter erlaubte, die er tapfer auf dem Pflaster schleppte.

Er wähnte sich stärker, als eine Ameise, die man an einen zwanzig mal längeren Halm, wie ihr eigener Insektenleib ist, gespannt hat.

„Sieg! Sieg! Te Deum!“ schrie der Student. „Hier ist die Leiter der Auslader von dem Hafen St. Landry.“

Clopin trat zu ihm heran. — „Kind, was willst du mit der Leiter anfangen?“ — „Gottes Horn! da ist sie,“ antwortete Jehan keuchend. — „Ich wußte, wo sie war — im Wagenschoppen des Lieutenants. — Ich kenne seine Tochter. — Sie glaubt, ich sei schön, wie Cupido. — Mahoms Ostern! da ist die Leiter. — Das Mädchen kam im Hemde, mir aufzuschließen.“ — „Ja,“ sagte Clopin, „aber was willst du mit der Leiter?“

Jehan betrachtete ihn mit pfiffiger, schlauer Mine und klapperte mit den Fingern, wie mit Castagnetten. In dem Augenblick war er erhaben. Auf dem Haupte

trug er einen mit Figuren reichgeschmückten Helm, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert Mode waren, und den Feind mit chimärischen Gestalten schreckten. Der seinige starrte von sechs eisernen Schnäbeln, so daß Jehan das furchtbare Beiwort δεκέμβολος *) dem homerischen Schiffe Nestors streitig machen konnte.

„Was ich thun will, erhabener König von Thunes? Siehst du über den drei Portalen die Reihe von Pinseln dort?" „Nun?" — „Das ist die Galerie der Könige von Frankreich." — „Was geht das mich an? — „Warte doch! Am Ende der Galerie ist eine Thür, die nur mit einem Drücker geschlossen wird. Ich steige mit der Leiter hinauf und bin in der Kirche." — „Kind, laß mich zuerst hinaufsteigen." — „Nein, Kamerad. Die Leiter ist mein. Ihr könnt der Zweite sein." — „Belzebub erwürge dich, ich will Keinem nachstehen!" — „So such' dir eine andere Leiter!"

Jehan lief, die Leiter schleppend, über den Platz und rief: „Folgt mir, Jungens!" Sogleich ward die Leiter aufgestellt und auf die Balustrade der unteren Galerie der Seitenportale gestützt." Die Masse der Gauner stürzte unter lautem Ruf heran, hinauf zu steigen. Jehan aber bestand auf seinem Recht und setzte zuerst den Fuß auf die Sprossen. Das Emporsteigen dauerte ziemlich lang; die Galerie der Könige von Frank-

---

*) Zehnfach geschnäbelt.

reich erhebt sich jetzt ungefähr sechzig Fuß über dem Pflaster. Damals erhöhten sie noch die elf Stufen der vordern Treppe. Jehan stieg langsam hinan, denn die schwere Rüstung drückte ihn; mit der einen Hand hielt er sich an der Leiter in der andern hielt er die Armbrust. Als er mitten auf der Leiter stand, warf er einen schwermüthigen, mitleidsvollen Blick auf die armen todten Landstreicher, womit die Stufen besäet waren. „Ach!“ sprach er, „ein schöner Haufen Leichen, würdig des fünften Gesanges der Iliade!“ Dann stieg er weiter. Ihm folgten die Landstreicher. Auf jeglicher Stufe stand einer. Als man diese Linie geharnischter Reiter wogend im Dunkel sich erheben sah, hätte man wähnen können, eine beschuppte Schlange richte sich gegen die Kirche auf. Jehan, der pfeifend an der Spitze stand, machte die Täuschung vollständig. Der Student berührte endlich die Platte der Galerie, sprang unter dem Beifallklatschen des ganzen Landstreicherschwarms behend mit den Knieen hinauf. Als Herr der Citadelle stieß er ein Freudengeschrei aus, hielt aber plötzlich wie versteinert still. Er bemerkte Quasimodo mit funkelndem Auge hinter einer Königsstatue im Dunkel.

Bevor ein Zweiter auf der Galerie Fuß fassen konnte, sprang der furchtbare Bucklige zur Spitze der Leiter, ergriff, ohne ein Wort zu sagen, mit seinen gewaltigen Fäusten das Ende der beiden senkrechten Balken, hob diese in die Höhe, und schüttelte einen Augen-

blick die von oben bis unten mit Stürmenden beladene schlanke Leiter unter dem Angstruf Aller, und warf plötzlich diesen Menschenbüschel mit übermenschlicher Kraft auf den Platz zurück. In dem Augenblick erbebten die Kühnsten. Die zurückgeschleuderte Leiter stand einen Augenblick senkrecht; dann beschrieb sie einen furchtbaren Bogen mit einem Radius von achtzig Fuß, und stürzte, von Banditen überladen, schneller auf's Pflaster, wie eine Zugbrücke, deren Ketten zerrissen sind, niederfällt. Eine furchtbare Verwünschung ertönte, dann schwieg Alles und einige unglückliche Verstümmelte krochen aus dem Todtenhaufen hervor.

Ein Geräusch des Schmerzes und Zorns folgte bei den Stürmenden auf das erste Siegsgeschrei. Quasimodo stützte die Ellenbogen auf die Balustrade, und schaute unbeweglich zu. Er glich einem alten langhaarigen König, der aus dem Fenster schaut.

Jehan Frollo befand sich in einer kritischen Lage. Er war in der Galerie mit dem furchtbaren Glockenläuter allein, von seinen Gefährten durch eine senkrechte Mauer von achtzig Fuß getrennt. Während Quasimodo mit der Leiter spielte, lief der Student zur Thür, welche er für geöffnet hielt. Der Taube hatte sie aber geschlossen, als er auf die Galerie trat. Jean hatte sich hinter einem König von Stein versteckt, wagte kaum zu athmen, und heftete auf den furchtbaren Buckligen einen verstörten Blick, wie Jemand, welcher der Frau

eines Menagerie-Aufsehers den Hof macht, eines Abends zum Stelldichein der Liebe sich zu begeben wähnt, aber im Heraufsteigen sich hinsichtlich der Mauer täuscht, und sich plötzlich allein mit einem Eisbären sieht. Im ersten Augenblick bemerkte ihn der Taube nicht, endlich aber wandte er den Kopf und richtete sich plötzlich auf. Er sah den Studenten.

Jean bereitete sich auf einen harten Angriff vor. Allein der Taube blieb unbeweglich, er stand allein dem Studenten, der ihm in's Gesicht sah, gegenüber.

„Ho! Ho!“ rief Jehan, „was siehst du mich mit deinem einzigen häßlichen Auge an?“ Und mit den Worten bereitete der Student mit tückischer Miene seine Armbrust.

„Quasimodo!“ rief er aus, „deinen Zunamen will ich ändern. Du sollst Blinder heißen.“

Der gefiederte Pfeil flog davon, pfiff, und drang in den linken Arm des Buckligen. Quasimodo aber kümmerte sich um seine Wunde eben so wenig, als um einen Ritz König Pharamonds. Er riß den Pfeil aus seinem Arm und zerbrach ihn ruhig auf seinem breiten Knie, dann ließ er die beiden Stücke zu Boden sinken. Allein Jehan hatte keine Zeit, zum zweiten Mal zu schießen. Quasimodo hauchte tief auf, nachdem er den Pfeil zerbrochen, sprang wie eine Heuschrecke und stürzte auf den Studenten, dessen Rüstung auf der Mauer platt gedrückt ward.

Da sah man im Halblicht, worin der Schein der Fackeln zitterte, eine furchtbare That. Quasimodo ergriff mit der linken Hand Jehan's beide Arme, der sich nicht regte, denn er fühlte wohl, er sei verloren. Mit der Rechten riß der Taube ihm alle Stücke seiner Rüstung mit unheilvoller Langsamkeit nach einander vom Leibe, den Degen, die Dolche, den Helm, den Harnisch, die Schienen. Quasimodo warf Stück vor Stück die Eisenschaale des Studenten ihm vor die Füße.

Als dieser sich entwaffnet, entkleidet, schwach und in den furchtbaren Händen Quasimodo's sah, machte er keinen Versuch, mit dem Tauben zu reden, sondern lachte ihm frech in's Gesicht, und sang mit der Sorglosigkeit eines Knaben von sechzehn Jahren das damals beliebte Volkslied:

„Die Stadt Cambray, schön gekleidet,
Wird von Marafin ausgeweidet.“

Er endete sein Lied nicht. Man sah, wie Quasimodo an der Brüstung der Galerie stand, den Studenten an den Füßen packend, ihn wie eine Schleuder in der Luft im Kreise schwang, dann vernahm man den Klang einer Büchse von Knochen, die an einer Mauer sich bricht, und sah Etwas hinabfallen, das an einem Schnörkel der Architektur hängen blieb. Es war ein todter Körper, der dort zerknickt, mit zerschmetterten Lenden und leerem Gehirn schwebte.

Ein Schrei des Schauders erhob sich unter den Landstreichern. „Rache!“ schrie Clopin. — „Nieder mit ihm!“ erwiederte die Menge. — Sturm! Sturm! — Ein wunderbares Geheul erschallte, worin sich alle Sprachen, alle Accente, alle Provinzialdialekte mischten. Der Tod des armen Studenten befeuerte die Menge mit glühender Wuth. Sie empfand Schaam und Zorn, durch einen Buckligen so lange im Schach gehalten zu sein. Die Wuth fand Leitern, vervielfältigte die Fackeln, und nach einigen Minuten sah Quasimodo bestürzt, wie das furchtbare Gewimmel von allen Seiten zum Sturm hinankletterte. Die, welche keine Leitern hatten, bedienten sich der Stricke mit Knoten; andere klommen an den Skulpturen hinan. Viele hingen an den Lumpen Andrer. Quasimodo sah, ihm bleibe kein Mittel, dieser steigenden Fluth wilder Gesichter zu widerstehen, ihre erdfahlen Gesichter rieselten von Schweiß, ihre Augen strahlten. Alle diese Fratzen stürzten auf Quasimodo ein. Es schien, als habe eine andere Kirche ihre Gorgonen, Drachen, Doggen und Schnörkel nach Notre-Dame gesandt, als stürme eine Schaar lebender Ungeheuer die steinernen Pfeiler der Façade.

Der Platz funkelte von tausend Fackeln. Die bis dahin im Dunkel verhüllte Scene der Verwirrung entzündete sich plötzlich im Feuerschein. Der Vorplatz glänzte und warf seinen Widerschein auf den Himmel. Der auf der hohen Platte angezündete Scheiterhaufen brannte stets und er-

leuchtete weithin die Stadt. Der ungeheure Schattenriß der beiden Thürme machte, auf die Dächer von Paris geworfen, in dieser Helle einen breiten dunkeln Einschnitt. Die Stadt schien sich zu regen. Sturmglocken erschallten in der Ferne. Die Landstreicher keuchten, heulten, fluchten, und stiegen hinan. Quasimodo, kraftlos gegen so viel Feinde, zitterte für das Leben der Zigeunerin, als er die wüthenden Fratzen der Galerie stets näher erblickte. Er flehte zum Himmel um ein Wunder, und rang die Arme in Verzweiflung.

5. Die Kammer, wo Herr Ludwig von Frankreich sein Gebet spricht.

Vielleicht hat der Leser noch nicht vergessen, daß Quasimodo, als er kurz vor dem Herannahen der Landstreicher, Paris von der Thurmspitze her besah, nur einen Lichtschimmer erblickte, wovon ein Fensterglas im höchsten und düstersten Gebäude am Thore St. Antoine funkelte. Dies Gebäude war die Bastille, und der Lichtschimmer rührte von der Wachskerze Ludwigs XI. her.

Zwei Tage schon war König Ludwig wirklich in Paris. In zwei Tagen wollte er aber schon wieder nach seiner Citadelle Montilz-lez-Tours abreisen. Seiner guten Stadt Paris stattete er immer nur kurze und seltene Besuche ab, weil er dort nicht genug Fußeisen, Galgen und schottische Bogenschützen in seiner Umgebung roch.

An dem Tage wollte er in der Bastille schlafen. Sein großes Schlafgemach von fünf Quadrat-Klaftern im Umfang, mit dem großen Kaminmantel, der von großen Thiergestalten und mit dreizehn großen Propheten überladen war, mit seinem Bett von 11 Fuß Breite, 12 Fuß Länge war ihm gar nicht behaglich. Der gute König mit bürgerlichen Neigungen liebte weit mehr seine Bastille mit einem Kämmerchen und Bettchen. Und dann war die Bastille ja auch bei weitem fester als das Louvre.

Dies Kämmerchen, das der König in seinem berühmten Staatsgefängnisse sich vorbehalten hatte, war jedoch ziemlich breit, und nahm das höchste Stockwerk eines Thürmchens ein. Es war ein halbrunder Winkel, tapezirt mit glänzendem Strohgeflecht, mit Balken an der Decke, die mit Linien von vergoldetem Zinn beschlagen und deren Zwischenräume gefärbt waren; das Getäfel, mit zinnernen Rosetten durchsät, war aus schönem Holz, grün gefärbt durch Auripigment und Indigo.

Im Zimmer befand sich nur ein Fenster, ein langer Spitzbogen mit eisernem Drahtgitter; die Fenscherscheiben waren mit dem Wappen des Königs und der Königin bemahlt, dessen Feld 22 Sols gekostet hatte.

Nur ein Eingang, eine neuere Thür von gedrücktem Bogen, führte hinein. Sie war innen mit Tapetenwerk, außen mit einer kleinen Halle irländischen Holzes geschmückt, wie man dergleichen schlankes, sonderbar bearbeitetes Schnitzwerk noch vor hundertundfünfzig Jahren

in vielen alten Häusern sah. „Obgleich sie die Häuser entstellen und unbequem machen,“ sagt Sauval voll Verzweiflung, „wollen unsere Greise sie nicht abschaffen und behalten sie Allen zum Aerger bei.“

In diesem Zimmer fand man Nichts, womit gewöhnliche Zimmer möblirt werden. Dort waren weder hölzerne noch gepolsterte Bänke, noch Stühle, noch einfache Schemel, wie Kasten, noch schöne Schemel mit Pfeilern und Gegenpfeilern zu 4 Sols das Stück. Man sah dort nur einen prächtigen Armstuhl; das Holz war an ihm mit Rosen auf rothem Grund bemahlt, das Kissen von purpurfarbenem spanischem Leder mit langen Seidenfransen und geschmückt mit tausend goldnen Nägeln.* Die Einsamkeit des Stuhles zeigte, daß nur eine Person im Gemache das Recht besaß, sich zu setzen. Seitwärts vom Stuhle stand dicht bei'm Fenster ein Tisch, bedeckt mit einem Teppich, der mit Vögelgestalten durchwirkt war. Auf dem Tisch stand ein Schreibzeug, mit Tinte befleckt und daneben lagen einige Pergamente und ein Gebetbuch mit Carmoisin-Sammt gebunden, und mit goldnen Plättchen auf dem Deckel geschmückt. Endlich stand im Hintergrunde ein einfaches Bett von gelbem und fleischfarbenem Damast ohne Flitterschmuck und mit einfachen Fransen. Dies Bett, so berühmt, weil Ludwig XI. schlafend oder schlaflos auf ihm ruhete, konnte man vor zweihundert Jahren noch bei einem Staatsrath betrachten, wo es die alte Madame Pilou sah, welche im Cyrus unter

dem Namen Arricidia oder die lebende Moral so berühmt geworden ist.

Dies war das Zimmer, welches man die Kammer, wo Herr Ludwig von Frankreich sein Gebet spricht, nannte.

Im Augenblick, wo wir den Leser dort einführen, war das Zimmer sehr dunkel. Die Abendglocke hatte schon seit einer Stunde geläutet, es war Nacht, und nur ein Wachslicht mit zitterndem Schein stand auf dem Tisch, fünf Personen, die in der Kammer auf verschiedene Weise sich gruppirten, zu erleuchten.

Der erste, auf den das Licht fiel, war ein prächtig gekleideter Herr, im Wamms und Hosen von Scharlach mit Silber gestickt, und mit einem Ueberrock von Gold-Tuch mit schwarzen Mustern. Dies glänzende Kleid, worauf das Licht spielte, schien in allen Falten von Flammen zu starren. Der Mann, den es schmückte, trug auf der Brust sein in lebhaften Farben gesticktes Wappen, einen Sparren mit einem vorübergehenden Dammhirsch an der Spitze. Das Wappen war rechts mit einem Olivenzweige, links mit einem Dammhirsch-Geweih versehn. Dieser Mann trug im Gürtel einen prächtigen Dolch, dessen purpurner Griff in einen Helmschmuck ausgeschnitten und mit einer Grafenkrone gekrönt war. Sein Antlitz war unheilverkündend und stolz; den Kopf hielt er aufrecht. Bei'm ersten Blick erkannte man auf seinem Gesichte Anmaßung, beim zweiten List.

Er stand entblößten Hauptes mit einer langen Papierrolle in der Hand hinter dem Armstuhl, worauf eine schlecht ausstaffirte Person saß, die den Körper sehr ungraziös beugte, den Elbogen auf den Tisch stützte und die Beine übereinander schlug. Man denke sich auf den prächtigen Kissen zwei einwärts gebogene Kniescheiben, zwei magere und mit gestrickter schwarzer Wolle ärmlich bekleidete Lenden, einen Rumpf, gehüllt in einen Tuchrock mit Pelz, woran man weniger Haare als Leder sah, einen alten fettigen Hut von grobem Tuch, mit einer runden Schnur von Bleifiguren. Außer einem schmutzigen Scheitelkäppchen, woraus kaum ein Haar hervorragte, bemerkte man weiter Nichts an der sitzenden Gestalt. Sie neigte den Kopf so tief auf die Brust, daß man von ihrem Gesicht Nichts bemerkte, vielleicht nur die Nasenspitze, worauf ein Lichtstrahl fiel, und die auf eine sehr lange Nase schließen ließ. An der Magerkeit der gerunzelten Hand erkannte man den Greis. Es war Ludwig der XI.

In einiger Entfernung hinter beiden sprachen zwei nach flamländischer Mode gekleidete Männer mit leiser Stimme. Sie verloren sich nicht so sehr im Dunkel, daß ein Zuschauer bei Gringoire's Mysterium in ihnen nicht die beiden flamländischen Gesandten, Guillaume Rym, den schlauen Pensionär von Gent, und Jacques Coppenole, den populären Strumpfmacher, hätte wieder erkennen können. Man erinnert sich, daß beide mit der

geheimen Politik Ludwigs XI. zu thun hatten. Endlich stand im Hintergrunde vor der Thür ein starker Mann mit untersetzten Gliedern, in kriegerischem Harnisch, im Oberkleid, mit gesticktem Wappen. Sein viereckiges Gesicht mit hervorgedrängten Augen, mit ungeheurem Munde, mit flach herabhängendem gescheiteltem Haarwuchs, der über die Ohren fiel, mit niedriger Stirn, hatte Etwas vom Hunde und vom Tiger.

Alle standen entblößten Hauptes, mit Ausnahme des Königs. Der Herr neben dem König las ihm eine Art langer Rechnung vor, wobei Seine Majestät sehr aufmerksam zuzuhören schien. Die beiden Flamländer flüsterten.

„Gottes Kreuz!“ brummte Coppenole, „ich bin vom Stehen müde; ist denn hier kein Stuhl?“

Rym antwortete mit einem klugen Lächeln und mit Kopfschütteln.

„Gottes Kreuz!“ begann Coppenole auf's Neue, unglücklich, so leise sprechen zu müssen, „ich habe große Lust mit gekreuzten Beinen, als Strumpfmacher mich auf den Fußboden zu setzen, wie ich's in meiner Bude zu thun pflege. —“

„Hütet Euch, Meister Jacques.“ — „Oh, Meister Guillaume, so darf man hier nur stehen? —“

„Ja,“ oder knieen —“

In dem Augenblick erhob sich die Stimme des Königs. Die Beiden schwiegen.

„Fünfzig Sols für die Kleider Unsrer Bedienten, 12 Livres für die Mäntel der Schreiber Unsrer Krone! Was ist das! Ihr schüttet Tonnen Goldes aus! Seid Ihr verrückt, Olivier?“

Mit den Worten richtete der Greis sein Haupt auf. An seinem Halse sah man die Kette des Sankt Michel-Ordens funkeln. Das Licht beschien sein mageres und mürrisches Profil. Er riß dem Andern das Schreiben aus der Hand.

„Ihr richtet Uns zu Grunde,“ sprach er, indem er mit den hohlen Augen das Heft durchlief. „Was soll das? was brauchen Wir ein so verschwenderisches Haus! Zwei Kaplane mit 10 Livres den Monat, und einen Kapellgeistlichen zu 100 Sols! Ein Kammerdiener zu 90 Livres jährlich! Mein Ritter der Küche mit 60 Livres jährlich! Ein Spießdreher, ein Suppenkoch, ein Schleifer, ein Waffendiener, zwei Bettdiener mit 10 Livres monatlich! Zwei Laufjungen in der Küche mit 8 Livres! Ein Reitknecht und zwei Gehülfen 80 Livres monatlich! Ein Träger, Pastetenbäcker und Fuhrleute 60 Livres jährlich! Und der Marschall der Schmiede 60 Livres! und der Meister Unsrer Hofhaltungskammer 1200 Livres! Und der Controleur 500!..... Was weiß ich! Das ist ja höllische Wuth! Das Gehalt Unsrer Bedienten plündert Frankreich rein aus! Alle Erzfiguren des Louvres können ja bei den Rechnungen geschmolzen werden! Ja, ja, Wir müssen Unser Silbergeschirr verkaufen, und

nächstes Jahr, wenn Gott und Unsre Frau (hier nahm der König den Hut ab) Uns Leben schenken, trinken Wir Unsre Medizin aus zinnernem Topf."

Bei den letzten Worten warf er einen Blick auf den silbernen Becher, der auf dem Tische stand, hustete und fuhr fort:

„Meister Olivier, die Prinzen, welche große Reiche regieren, die Könige und Kaiser dürfen Verschwendung nicht an ihrem Hofe einreißen lassen. Denn von da läuft das Feuer in die Provinzen. — Also, Meister Olivier, merk dir das. Unsre Ausgaben steigen mit jedem Jahr. Das mißfällt Uns sehr. Gottes Ostern! Bis 79 überstiegen sie nie 36,000 Livres, und 80 beliefen sie sich schon auf 43619 Livres — die Summe weiß ich noch ganz genau — und 81, 60680 Livres, und dies Jahr, bei der Treue meines Leibes! werden sie 80000 Livres betragen! Verdoppelt in vier Jahren! Ungeheuer!"

Er schwieg außer Athem, fing aber sogleich voll Aerger wieder an: „Alle Leute in meiner Umgebung fressen sich an meiner Magerkeit fett! Ihr saugt mir Thaler aus allen Poren!"

Alle schwiegen. Des Königs Zorn der Art war man gewohnt. Man ließ ihn reden, so viel er wollte. Ludwig fuhr fort:

„Auf die lateinische Bittschrift des französischen Adels sollten Wir, was sie die großen Kronämter nennen, wieder errichten! Oh, ihr Herrn meint, Wir könnten kein König

sein, zu regieren dapifero nullo, buticulari... !
Gottes Ostern! Euch will ich zeigen, ob Wir König sind!"

Hier lächelte er im Gefühl seiner Macht; sein Aerger ward besänftigt, und er wandte sich zu den Flamländern:

„Seht Ihr, Gevatter Guillaume, der Großkämmerer, der Großseneschall, der Großkellermeister sind nicht so viel werth, wie der unterste Bediente. — Merkt Euch das, Gevatter Coppenole — Sie dienen zu gar Nichts. Wenn sie so nutzlos um den König stehen, kommen sie mir vor, wie die vier Evangelisten an der Uhr des Palais, die Philippe Brille aufgeputzt hat. Sie sind vergoldet, aber helfen Nichts bei'm Stundenanzeigen, und die Uhr kann ohne sie fertig werden."

Einen Augenblick schwieg er sinnend, dann richtete er den alten Kopf auf und fügte hinzu: „Ich bin kein Philippe Brille! Hoho! bei Unsrer Frau! Die Groß-Vasallen will ich gewiß nicht wieder vergolden. — Olivier, lies weiter."

Die mit diesem Namen bezeichnete Person nahm das Papier wieder zur Hand und las laut:

„Dem Adam Tenon, Commis der Siegelbewahrung der Prévôté von Paris, für Silber, Graour, und Form genannter Siegel, die neu verfertigt sind, weil die früheren, durch Alter abgenutzt, nicht mehr zu gebrauchen waren, 12 Livres Parisis.

Dem Guillaume Frère die Summe von 4 Livres, 4 Sols Parisis, fur Mühe und Gehalt, weil er die Tauben in den Taubenhäusern des Hôtel-des-Tournelles im Januar, Februar und März dieses Jahres fütterte, und dazu sieben Scheffel Gerste hergab.

Einem Kapuziner, der bei einem Verbrecher die Beichte hörte, 4 Sols Parisis."

Der König hörte schweigend, hustete von Zeit zu Zeit, hielt dann den Becher an die Lippen und nahm einen Schluck Medicin, wobei er eine Fratze schnitt.

„In diesem Jahr sind beim Trompetenschall auf den Kreuzwegen von Paris sechsundfünfzig Ausrufe geschrieen, — die Rechnung ist noch zu berichtigen.

Weil man an gewissen Orten, sowohl in Paris, als sonst in Frankreich, nach Geld gegraben, das dort versteckt sein sollte, aber Nichts fand, 45 Livres Parisis."

„So," sagte der König, „man gräbt einen Thaler ein, um einen Sou auszugraben."

„Weil man im Hôtel-des-Tournelles, an dem Orte, wo der Käfig steht, sechs Stücke weißen Glases einsetzte, 13 Sols. — Weil man am Tage der Ungeheuer auf Befehl des Königs vier Wappenschilder des besagten Herrn und Hüte mit Rosenkränzen malte, 6 Livres. — Für zwei neue Aermeln am alten Wamms des Königs, 20 Sols. — Für eine Büchse Fett, die Stiefel Sr. Majestät zu schmieren, 15 Deniers. — Für einen neuen Stall zur Wohnung der schwarzen Schweine des Königs,

30 Livres Parisis. — Für mehrere Verschläge, Gruben und Fallen, die Löwen in St. Paul einzuschließen, 22 Livres."

„Die Bestien sind theuer," sprach Ludwig XI. „Was thut's? Das ist ein prächtiger königlicher Aufwand. Besonders liebe ich dort einen großen rothen Löwen wegen seiner Artigkeit. Meister Guillaume, saht Ihr sie schon? Die Prinzen müssen wunderbare Thiere besitzen. Uns Königen müssen Hunde die Löwen und Katzen die Tiger sein. Das Großartige ziemt den Kronen. Wenn zur Zeit der Heiden hundert Stiere und hundert Schaafe das Volk den Kirchen opferte, schenkten die Kaiser ihnen hundert Löwen und hundert Adler. Das war wild und schön. Die Könige von Frankreich umgaben stets ihren Thron mit solchem Gebrüll. Man muß mir aber doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, ich gebe darin weniger Geld aus, als meine Ahnen, und bin sehr bescheiden mit Löwen, Bären, Elephanten und Leoparden. — Weiter, Meister Olivier; Wir wollten Unsern lieben Flamländern das sagen."

Guillaume Rym verbeugte sich tief, während Coppenole mit seiner mürrischen Miene wie einer der Bären aussah, wovon Se. Majestät sprach. Der König achtete darauf nicht. Er setzte seine Lippen an den Becher, spie aber wieder das Getränk aus mit den Worten: „Puah! die bittere Medicin!" Der Vorleser fuhr fort:

„Zur Ernährung eines Diebes zu Fuß, der seit sechs Monaten im kleinen Gefängniß der Schinderei ein-

geschlossen ist, bis man weiß, was man mit ihm beginnen soll, 6 Livres, 4 Sols."

„Was!" fiel der König ein. „Soll ich Leute ernähren, die gehängt werden müssen. Für die Nahrung, Gottes Ostern! gebe ich keinen Heller mehr her. Olivier, besprecht die Sache mit dem Herrn von Estouteville und trefft noch heute Abend die Anstalten zur Hochzeit des Galans mit dem Galgen. Fahrt fort."

Olivier machte mit dem Daumennagel ein Zeichen beim Räuber zu Fuß und las weiter:

„Für Henriet Cousin, Henkermeister der Gerechtigkeit zu Paris, die Summe von 60 Sols Parisis, die ihm vom Herrn Prévôt zu Paris zuerkannt war, weil er ein großes Schwert gekauft hat, Personen hinzurichten und zu enthaupten, die von der Gerechtigkeit wegen Missethaten verurtheilt sind, und weil er dies Schwert mit Scheide und Zubehör versah; gleicherweise, das alte Schwert wieder auszubessern, welches bei dem Vollstrecken der Gerechtigkeit an Herrn Ludwig von Luxemburg zersplittert und schartig geworden war, wie noch deutlicher erhellet aus...."

Der König unterbrach ihn: „Genug! die Summe gebe ich von ganzem Herzen, dergleichen Ausgaben mache ich gern, und habe nie solch Geld bedauert. Lest weiter."

„Für einen neuen großen Käfig...."

„Ah," sprach der König, und faßte die beiden Lehnen

des Stuhls mit den Händen, „ich wußte wohl, daß ich zu irgend einem Zweck in die Bastille gekommen war. Wartet, Meister Olivier, ich will den Käfig selbst sehen. Ihr könnt mir die Rechnung vorlesen, während ich ihn untersuche. Ihr Herrn Flamländer, kommt mit mir, das ist merkwürdig anzusehn.“

Er stand auf, stützte sich auf den Arm seines Vorlesers, gab dem scheinbar Stummen, der an der Thür stand, ein Zeichen, ihm voranzugehn, den beiden Flamländern, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer.

Die königliche Gesellschaft rekrutirte sich an der Thür der Kammer mit Schwert-Bewaffneten und Pagen, welche Fackeln trugen. Sie wandelte einige Zeit lang im Innern des düstern Thurmes, welcher bis in die Dicke der Mauern mit Gängen und Treppen durchbrochen war. Der Kapitän der Bastille ging voran und ließ die Pförtchen vor dem alten, krumm gebeugten König aufschließen, der im Gehen fortwährend hustete.

An jedem Pförtchen mußten Alle den Kopf bücken, mit Ausnahme des vom Alter gekrümmten Greises. „Hum!“ murmelte er zwischen dem Zahnfleisch, denn seine Zähne hatte er schon verloren, „Wir sind schon bereit zum Thore des Grabes. Für niedrige Thür ein gebückter Mann.“

Als sie endlich ein letztes, mit Schlössern so sehr versehenes Pförtchen, daß es nur in einer Viertelstunde aufgeschlossen werden konnte, durchschritten hatten, traten

sie in einen hohen, gothischen Saal, in dessen Mitte man beim Fackelschein einen dicken, schweren Cubus von Holz und Eisen erblickte. Das Innere war hohl. Dies war einer jener berühmten Käfige für Staatsgefangene, welche man des Königs Töchterchen nannte. In seinen Wänden waren zwei oder drei kleine Fenster, aber mit dicken Eisenstangen so fest vergittert, daß man das Glas nicht sehen konnte. Die Thür war eine große Steinplatte, wie bei Gräbern, eine Thür der Art, wie sie nur znm Eintritt dient.

Der König ging langsam um dies kleine Gebäude und untersuchte es sorgfältig, während Meister Olivier laut die Rechnung las:

„Für einen neuen hölzernen Käfig von dicken Balken mit Einfassung und Sohlen, neun Fuß Länge, acht Fuß Breite, sieben Fuß Höhe, welcher in eine Kammer eines Thurmes der Bastide St. Antoine aufgestellt ist, und auf Befehl unsers Herrn, des Königs, einen Gefangenen enthält, der früher in einen alten verfallenen Käfig gesperrt war. Sind an genanntem Käfig gebraucht: sechsundneunzig liegende, zweiundfünfzig stehende Bretter, zehn Balken von drei Klafter; sind zwanzig Tage lang neunzehn Zimmerleute beschäftigt gewesen, im Hofe der Bastide genanntes Holz zu behauen, zu beschneiden und zu bearbeiten....“

„Sehr schönes Eichenholz,“ sprach der König, indem er mit der Faust an die Bretter klopfte.

„....Sind gebraucht zu dem Käfig,“ fuhr der Vorleser fort, „neunundzwanzig Eisenklammern mit Zubehör, wie Rosten, Diagonal=Stangen, Scheiben, erstere neun bis acht Fuß lang, welches Eisen zusammen wiegt 3735 Pfund; dito acht dicke eiserne Kanten, besagten Käfig zu befestigen, mit Krampen und Nägeln, zusammen 218 Pfund schwer, ohne das Eisen der Fenstergitter, der Thür und andrer Dinge....“

„Viel Eisen, um einen Leichten in Ruhe zu halten,“ meinte der König.

„.... Das Ganze beträgt 317 Livres, 5 Sols, 7 Deniers Parisis.“

„Gottes Ostern!“ rief der König.

Bei diesem Lieblingsschwur Ludwigs XI. schien im Inneren des Käfigs Jemand zu erwachen. Man vernahm das Klirren der über den Boden geschleiften Kette; und es erhob sich eine schwache Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien:

„Sire! Sire! Gnade! Gnade!“

Man konnte den Redenden nicht sehn.

„317 Livres, 5 Sols, 7 Deniers Parisis!“ sagte der König noch einmal.

Die klagende, aus dem Käfig erschallende Stimme erstarrte alle Anwesenden, selbst den Meister Olivier. Nur der König sah aus, als hätte er sie nicht gehört. Auf seinen Befehl las Meister Olivier weiter und seine Majestät fuhr fort, den Käfig kalt und ruhig zu untersuchen.

„....Außerdem erhielt ein Maurer, welcher die Löcher für die Fenstergitter und den Fußboden der Kammer, wo der Käfig steht, machte, weil der alte Fußboden den Käfig nicht hätte tragen können wegen seiner Schwere, 27 Livres, 14 Sols Parisis....“

Die Stimme seufzte tief: „Gnade, Sire! Ich schwör' es, nicht ich, nur der Herr Kardinal von Angers beging den Verrath!“

„Der Maurer ist grob, so viel zu fordern,“ meinte der König. „Weiter!“

„.... Für den Zimmermann, für Bretter, Fenster, Nachtstuhl und andre Dinge, 20 Livres, 2 Sols Parisis.“

Die Stimme fuhr fort:

„Ach Sire! Ihr hört mich nicht? Nicht ich schrieb dem Herrn von Guyenne die Sache, sondern der Herr Kardinal Balue.“

„Der Tischler ist theuer,“ bemerkte der König. „Jetzt bist du doch fertig?“

„Nein, Sire..... Dem Glaser für die Fenster jener Kammer, 46 Sous, 8 Deniers Parisis.“

„Gnade, Sire! Oh, gewiß war es genug, daß man mein Vermögen meinen Richtern, mein Silbergeräth dem Herrn von Torcy, meine Bibliothek dem Meister Pierre Doriolle, meine Tapeten dem Gouverneur des Roussillon schenkte. Ich bin unschuldig, schon vierzehn Jahre lang zittere ich vor Kälte im eisernen Käfig. Gnade, Sire; Gott wird Euch lohnen!“

„Meister Olivier, wie viel beträgt das Ganze?“ — „367 Livres, 8 Sols, 3 Deniers Parisis.“ — „Bei Unserer Frau, das ist ja ein ganz schmähliger Käfig!“

Mit den Worten riß die Majestät dem Meister Olivier das Papier aus der Hand und untersuchte, an den Fingern zählend, die Rechnung und den Käfig. Man hörte, wie der Gefangene schluchzte. Ein düsterer Eindruck herrschte bei Allen, und alle Gesichter betrachteten sich erblassend.

„Vierzehn Jahre, Sire, vierzehn Jahre! Seit April 1469. Heilige Mutter Gottes! Sire, hört mich! Ihr erfreutet Euch unterdeß der Sonnenwärme! Ich Unglücklicher! Werde ich nie den Tag sehn! Sire, seid barmherzig! Erbarmen ist königliche Tugend, woran der Strom des Zornes sich bricht. Glaubt Eure Majestät, es sei für einen König das Ehrgefühl höchster Zufriedenheit auf dem Sterbebette, wann er keine Beleidigung ungestraft ließ? Oh Sire, ich habe ja auch Euch nicht verrathen! Es war der Herr von Angers! Am Fuße schleppe ich eine dicke Kette mit einer dicken Kugel. Die ist schwerer, wie recht! Ach, Sire, Mitleid! Gnade!“

Der König richtete den Kopf auf: „Olivier, ich sehe, daß man mir die Tonne Kalk zu 20 Sols angerechnet hat und ist doch nur 12 werth. Ihr müßt die Rechnung hierin abändern.“

Er wandte dem Käfig den Rücken, und schickte sich an, die Kammer zu verlassen. Der unglückliche Gefangene

schloß aus der Entfernung der Fackeln und dem Geräusch, der König gehe fort. „Sire! Sire!“ rief er voll Verzweiflung. Die Thür ward geschlossen; er sah Nichts und hörte nur die rauhe Stimme des Gefangenwärters, der ihm das Lied vorsang:

„Bischof, Meister Jean Balue,
Hat die Finger sich verbrannt,
Mit dem Bischof von Verdun;
Beide sind zum Teufel gesandt.“

Der König stieg schweigend die Treppe zu seiner Kammer hinan; sein Gefolge war erschreckt durch das letzte Geseufz des Verurtheilten. Plötzlich wandte sich Seine Majestät zum Gouverneur der Bastille mit den Worten: „Sagt doch, war Jemand in dem Käfig?“ — „Wahrhaftig, Sire!“ antwortete dieser, über die Frage erstaunt. — „Wer?“ — „Der Herr Bischof von Verdun.“

Der König wußte das besser, wie jeder Andre. So aber war einmal seine Art.

„Ah,“ sprach er mit einem so naiven Ausdruck im Gesicht, als falle ihm das erst jetzt ein; „ah so! Guillaume von Harancourt, Freund des Herrn Kardinals Balue. Ein guter Tropf von Bischof!“

Nach einigen Augenblicken schloß die Thür der Kammer sich auf, und nach dem Eintritt der fünf Personen, welche der Leser im Beginn des Kapitels schon sah, wieder zu. Diese nahmen ihre Plätze, ihre Stellungen wieder ein, und flüsterten mit leiser Stimme.

Während der Abwesenheit des Königs hatte man einige Depeschen auf den Tisch gelegt. Ludwig erbrach die Siegel selbst, und las eine Depesche nach der andern, gab Olivier, der bei ihm das Amt eines Ministers zu vertreten schien, ein Zeichen, und diktirte ihm leise die Antworten, welche dieser, vor dem Tisch knieend, in sehr unbequemer Stellung niederschrieb.

Guillaume Rym beobachtete. Der König aber sprach so leise, daß die Flamländer Nichts hören konnten, als nur einige vereinzelte und kaum verständliche Sätze: „.....Um die fruchtbaren Gegenden durch Handel, die unfruchtbaren durch Fabriken zu bereichern.... den Herrn Engländern unsere vier Bombarden zu zeigen.... Die Artillerie ist Ursach, daß der Krieg gegenwärtig mit größerer Kunst geführt wird.... Unserm lieben Herrn Bressuire.... Die Armeen können ohne Abgaben nicht erhalten werden“ 2c.

Einmal erhob er die Stimme: „Gottes Ostern! der Herr König von Sicilien siegelt seine Briefe mit gelbem Wachs, wie ein König von Frankreich. Vielleicht haben Wir Unrecht, ihm dies zu erlauben. Unser lieber Vetter von Burgund schenkte keine Wappenfelder mit offenem Rachen. Die Größe der Häuser wird durch die Unverletzbarkeit der Vorrechte erhalten. Bemerk das, Gevatter Olivier.“

Ein andermal: „Oh, oh! die plumpe Botschaft! Was will denn Unser Bruder, der Kaiser? Wahrhaftig! das

heilige deutsche Reich ist so groß und mächtig, daß man es kaum glauben kann. — Wir vergessen aber das alte Sprüchwort nicht: die schönste Grafschaft ist Flandern, das schönste Herzogthum Mailand, das schönste Königreich Frankreich. Nicht wahr, ihr Herrn Flamländer?"

Diesmal verneigte sich Coppenole mit Guillaume Rym. Der Patriotismus des Strumpfwirkers war gekitzelt.

Eine letzte Depesche überzog Ludwigs Stirn mit Runzel. „Was ist das?" rief er zornig. „Klagen und Beschwerden gegen unsre Garnisonen in der Picardie. Olivier, schreibt schnell dem Herrn Marschall von Rouault, daß die Disciplin nachläßt — daß die Ordonnanz-Gen-d'armen, die Banner-Ritter, die Freischützen, die Schweizer viel Böses den Einwohnern zufügen — daß der Kriegsmann sich nicht mit der Nahrung begnügt, die er im Hause des Bauern findet, und sie mit Stock- oder Lanzenschlägen zwingt, in die Städte zu gehn, um Fische, Gewürz und andere Gegenstände der Ausschweifung zu kaufen, — daß der Herr König das erfahren hat, — daß Wir Unser Volk vor Plünderung, Raub und Unziemlichkeiten bewahren wollen, — daß es Uns gar nicht genehm ist, wenn Minstrels, Barbiere, Kriegsknechte sich wie Prinzen mit Sammt, Goldtuch und Ringen schmükken, — daß solche Eitelkeit Gott mißfällt, — daß Wir, obgleich Wir von Adel sind, Uns mit keinem Wamms von Tuch zu sechzehn Sols die Elle begnügen. Daß die Troßbuben da sich auch dazu herablassen können — befehlt

und gebietet — Herrn Rouault, unserm lieben Getreuen. — Gut."

Er diktirte den Brief mit abgebrochener, lauter Stimme. Im Augenblick, wo er fertig war, öffnete sich die Thür, eine sechste Person trat ein, und stürzte verstört in's Zimmer mit dem Aufruf: „Sire, Sire, das Volk von Paris ist in Aufruhr!"

Die ernste Gestalt Ludwigs zog sich zusammen; jedoch die bei ihm sichtbare Aufregung zog wie ein Blitz vorüber. Er sagte mit seinem gewöhnlichen, ruhigen Ernst: „Gevatter Jacques, Ihr tretet etwas unhöflich ein!"

„Sire, Sire, ein Aufruhr!" rief Gevatter Jacques außer Athem.

Der König stand auf, packte ihn hart am Arm und sagte ihm mit unterdrückter Wuth und einem Seitenblick auf die Flamländer in's Ohr: „Schweig oder sprich leise."

Der neue Ankömmling schien sein Versehen zu begreifen und gab dem König einen hitzigen Bericht, welchen dieser kalt anhörte, während Guillaume Rym den Meister Coppenole auf Gesicht und Kleid des neuen Ankömmlings, die mit Pelz gefütterte Kapuze, caputia furrata, die kleine Unterkapuze, epitogia curta, den schwarzen Sammtrock, welcher den Präsidenten des Rechnungshofes anzeigte, aufmerksam machte.

Kaum hatte diese Person einige Zeit zum Könige gesprochen, als Ludwig XI. laut auflachte: „Wahrhaftig,

Gevatter Coictier, was schwatzet Ihr so leise? Die heilige Jungfrau weiß, daß Wir vor Unsern lieben Freunden den Flammländern Nichts verbergen." — „Aber, Sire...." — „Sprecht laut." Der Gevatter Coictier verstummte aus Erstaunen. „Sprecht," begann der König auf's Neue. „Sprecht doch, Herr! In Unsrer guten Stadt Paris ist ein Aufruhr der Bewohner?" — „Ja, Sire." — „Und der, wie Ihr sagt, gegen den Herrn Bailli des Justizpalastes gerichtet ist?" — „So scheint es," sprach der Gevatter, welcher noch immer stotterte, ganz erstaunt über die plötzliche unerklärbare Veränderung in der Stimmung des Königs.

Ludwig XI. begann auf's Neue. „Wo begegnete die Wache dem Zusammenlauf?" — „Er kam von dem großen Landstreicherquartier und ging zum Pont-aux-Changeurs. Ich begegnete dem Schwarm, als ich hieher kam auf Befehl Eurer Majestät. Ich hörte wie einige riefen: Nieder mit dem Bailli des Palais!" — „Und welche Beschwerden führen sie über den Bailli." — „Ach!" sagte Gevatter Jacques, „er sei ihr Herr." — „Wahrhaftig!" — „Ja, Sire, es sind die Spitzbuben des Hofes der Wunder. Schon lange beklagen sie sich über den Bailli, dessen Vasallen sie sind. Sie wollen ihn weder als Gerichts- noch als Lehensherrn anerkennen."

„Ah so!" sagte der König mit einem Lächeln der Freude, das er vergeblich zu unterdrücken suchte.

„In allen ihren Bittschriften an das Parlament

behaupten sie, nur zwei Herrn zu haben, Eure Majestät und ihren Gott, der, wie ich glaube, der Teufel ist."

„Eh! Eh!" rief der König, rieb sich die Hände und lachte innerlich, so daß das ganze Gesicht vor Freude strahlte. Er konnte diese nicht verbergen, ob er sich gleich zu fassen suchte. Niemand konnte seine Stimmung begreifen, nicht einmal „Meister Olivier." Einen Augenblick schwieg der König mit nachsinnender, aber zufriedener Miene.

„Sind sie in starker Zahl?" fragte er plötzlich. „Ja gewiß," antwortete Gevatter Jacques. — „Wie viel?" — „Wenigstens sechstausend." — Der König konnte den Ausruf: „Sehr gut!" nicht unterdrücken. „Sind sie bewaffnet?" — „Mit Sicheln, Piken, Hakenbüchsen, Schaufeln, allen Arten schädlicher Waffen."

Der König schien sich nicht im Geringsten über alle diese Berichte zu beunruhigen. Gevatter Jacques glaubte hinzufügen zu müssen: „Wenn Eure Majestät dem Bailli nicht schnelle Hülfe sendet, ist er verloren."

„Ich will ihm Hülfe senden," sprach der König mit verstelltem Ernst. „Sehr gut! Oh gewiß werden Wir ihm Hülfe senden. Der Herr Bailli ist Unser Freund. Sechstausend! Entschlossene, kecke Schelme! Welche Frechheit! Ja, ja, Wir sind sehr zornig, haben aber heute Nacht wenig Truppen in der Nähe. Morgen früh ist es noch immer Zeit."

Gevatter Jacques rief: „Sogleich, sogleich, Sire!

Morgen früh kann das Palais zwanzigmal geplündert, das Herrenrecht geschändet, der Bailli gehenkt sein. Bei Gott, Sire, schickt heute Nacht."

Der König sah ihm starr in's Gesicht. „Ich sagte Euch Morgen früh!" Der Blick Ludwigs war von der Art, daß man darauf nicht zum zweiten Mal erwiederte.

Nach einer Pause erhob der König auf's Neue die Stimme: „Gevatter Jacques, Ihr müßt das wissen, wie weit erstreckte sich..... erstreckt sich die Feudal-Gerichtsbarkeit des Bailli?" — „Sire, der Bailli hat die Straße de la Calandre bis zur Herberie, den Platz S. Michel, die Orte, welche gewöhnlich kleine Mauern heißen bei der Kirche Notre-Dame-des-Champs (hier lüftete der König den Rand seines Hutes) und aus dreizehn Häusern bestehn, dann den Wunderhof, das Krankenhaus, genannt das Weichbild, und die Straße, welche von da nach dem Thore S. Jacques führt. Von allen diesen Orten ist er Lehensherr und besitzt hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit." — „Ja, ja," sagte der König und kratzte sich am linken Ohre, „das ist ein schöner Zipfel Unsrer Stadt. Ha, der Herr Bailli war dort ein König!" Dann fuhr er nachsinnend fort, als spräche er mit sich selbst: „Sehr schön, Herr Bailli! Ihr hieltet ein artiges Stück von Unserm Paris zwischen den Zähnen."

Plötzlich brach er aus: „Gottes Ostern! Wer sind die Leute, welche Gerichtsherrn und Gebieter in Unsrem

Reiche sich zu nennen erfrechen? Die ihren Zoll auf jedem Felde erheben? Die ihre Gerechtigkeit und ihren Henker auf jedem Kreuzwege haben? Wie der Grieche an so viele Götter glaubte, wie er Quellen schaute, der Perser wie er Sterne sah, glaubt der Franzose an so viele Könige, wie er Galgen sieht. Bei Gott! das taugt Nichts und mißfällt Uns höchlichst. Ich möchte wissen, ob durch Gottes Gnade es einen andern Gerichtsherrn als den König, ein andres Gericht als Unser Parlament, einen andern Herrscher in Unserm Reiche als Uns gibt? Bei meiner Seele! der Tag muß kommen, wo es in Frankreich nur einen Herrn, einen Richter, einen Henker wie nur einen Gott im Paradiese gibt."

Er nahm seine Mütze ab, und fuhr, stets nachsinnend, wie ein Jäger, der seine Meute aufhetzt und losläßt, fort: „Brav, mein Volk! Auf! Zerbrich die falschen Götzen! Auf! Auf! Plündre, packe, hänge sie! Ah, ihr Herrn, ihr möchtet Könige sein. Auf, mein Volk!"

Hier aber brach er plötzlich ab, biß sich auf die Lippen, als wolle er seine entschlüpften Gedanken wieder einholen, richtete einen durchdringenden Blick auf die fünf Personen, nahm seinen Hut in seine Hände, besah ihn und sagte: „Oh, ich würde dich verbrennen, wüßtest du, was in meinem Kopfe vorgeht."

Dann warf er wieder um sich den aufmerksamen unruhigen Blick des Fuchses, der vorsichtig in seine Höhle zurückkehrt. „Was thut's? Dem Herrn Bailli eilen

Wir zu Hülfe. Unglücklicher Weise haben Wir gegen so viel Volk nur wenig Truppen bei der Hand, und müssen bis morgen warten. Dann soll die Ruhe in der Cité wieder hergestellt und alle Gefangene gehängt werden.

„Sire," sprach Gevatter Coictier, „ich habe in der ersten Bestürzung vergessen, daß die Wache zwei Nachzügler von der Bande aufgegriffen hat. Will sie Eure Majestät sehen, so sind sie da."

„Ob ich sie sehen will!" rief der König. „Gottes Ostern! Wie kannst du so etwas vergessen! Olivier, laufe du schnell hin, sie zu holen."

Meister Olivier ging hinaus, kehrte aber sogleich mit zwei von Ordonnanz-Häschern umringten Gefangenen zurück. Der Eine hatte ein blödsinniges, breites Gesicht; Erstaunen und Trunkenheit lag in seinem Ausdruck. Er war in Lumpen gekleidet, bog das Knie und schleppte den Fuß bei'm Gehen. Der andre war eine dem Leser schon bekannte blasse und lächelnde Gestalt.

Der König besah beide, ohne ein Wort zu reden. Dann fuhr er plötzlich den Ersteren an: „Dein Name?" — „Gieffroi Pincebourde." — „Stand?" — „Landstreicher." — „Was wolltest du bei dem verdammten Aufruhr?" Der Landstreicher betrachtete den König mit stumpfem Gesicht, indem er seine Arme schaukelte. Es war ein unvollkommen gebildeter Kopf, wo der Verstand

eben so wenig sich behaglich fühlt, wie ein Licht unter einem Löschhütchen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er; „weil die andern gingen, ging ich mit.“ — „Wolltet Ihr nicht euern Herrn, den Bailli des Palais, aufrührerisch plündern?“ — „Ich weiß weiter Nichts, als daß man Etwas bei Jemandem holen wollte.“

Ein Soldat zeigte dem König ein Gartenmesser, das man dem Landstreicher genommen hatte. „Erkennst du die Waffe?“ fragte der König. — „Ja, es ist mein Gartenmesser. Ich bin Winzer.“ — „Erkennst du den Menschen als deinen Gefährten? (Bei den Worten zeigte der König auf Gringoire.) — „Nein.“ — „Genug.“

Hierauf gab der König der schweigenden, regungslosen Person an der Thür, die wir dem Leser schon angedeutet haben, ein Zeichen: „Gevatter Tristan, ein Mann für Euch.“

Tristan l'Hermite verneigte sich, gab mit leiser Stimme zwei Häschern einen Befehl und der arme Landstreicher ward abgeführt.

Jetzt trat der König zum zweiten Gefangenen, dem der Angstschweiß von der Stirne lief. „Dein Name?“ — „Pierre Gringoire.“ — „Dein Stand?“ — „Philosoph, Sire.“ — „Wie wagst du, Schelm, Unsern Freund, den Herrn Bailli des Palais, anzugreifen, und was sagst du von diesem Aufruhr?“ — „Sire, ich war nicht dabei.“ — „Strohkopf! bist du nicht von der Wache in schlechter

Gesellschaft aufgegriffen?" — „Sire, aus Versehen. Es ist Fügung des Schicksals. Ich dichte Tragödien. Sire, ich flehe zu Eurer Majestät, mich anzuhören. Ich bin Dichter. Leute des Standes gehen aus Schwermuth des Nachts spazieren. Heute Abend kam ich zufällig dort vorbei, man verhaftete mich mit Unrecht. Ich bin schuldlos an diesem bürgerlichen Sturm. Eure Majestät sah, daß mich der Landstreicher nicht erkannte. Ich beschwöre Eure Majestät...."

„Schweig," sagte der König zwischen zwei Zügen aus seinem Becher, „du sprengst mir den Kopf."

Tristan l'Hermite trat heran, zeigte mit dem Finger auf Gringoire und fragte: „Sire, darf ich auch den hängen lassen?" Dies war das erste Wort, das er sprach. — „Nun," sprach nachläßig der König, „ich sehe darin nichts Unzeitiges." — „Aber ich," sprach Gringoire.

In dem Augenblick war unser Philosoph grüner, wie eine Olive. An der kalten und gleichgültigen Miene des Königs bemerkte er, seine einzige Rettung liege in etwas sehr Pathetischem. Er stürzte dem König zu Füßen und rief mit den Geberden der Verzweiflung:

„Sire, Eure Majestät lasse sich herab, mich zu hören. Sire, schleudert Euren Donner nicht gegen ein so kleines Geschöpf, wie ich bin. Gottes Blitz zerschmettert keinen Lattich. Sire, Ihr seid ein erhabener, mächtiger Monarch. Sire, habt Mitleiden mit einem armen, ehrlichen Mann, der einen Aufruhr eben so wenig anzuschüren vermag,

wie eine Eisscholle dem Steine Funken zu entlocken. Gnädiger Sire, Gutmüthigkeit ist Tugend der Löwen und Könige! Ach, die Strenge erbittert nur die Gemüther, der ungestüme Drang des Windstoßes ist nur Ursach, daß man den Mantel für den Augenblick ablegt; die Sonne aber, die allmählig wirkt, erhitzt ihn so, daß man sich bis auf's Hemd entkleidet. Sire, Ihr seid die Sonne! Mein hoher Gebieter und Herr, ich versichere Euch, ich bin kein liederlicher, diebischer Landstreicher-Gesell! Aufruhr und Raub gehört nicht zum Gefolge Apollo's. Ich werde mich nie in die Wolken stürzen, welche bei'm Lärm des Aufstandes sich erheben. Ich bin ein treuer Vasall Eurer Majestät. Die Eifersucht des Mannes hinsichtlich seiner Frau, die ängstliche Besorgniß eines Sohnes hinsichtlich der Liebe seines Vaters muß ein guter Vasall für den Ruhm seines Königs hegen; er muß aus Eifer für des Königs Haus, für das Wachsen seiner Macht sich ausdörren. Jede andre Leidenschaft, die ihn hinreißen könnte, wäre Wahnsinn. Dies sind meine Staatsgrundsätze, Sire! Weil mein Wamms an den Aermeln abgeschabt ist, haltet mich nicht für einen Aufrührer und Dieb. Wenn Ihr mir Gnade schenkt, will ich meine Hosen auf den Knien des Tags und des Nachts für Euch betend abnutzen. Ach! ich bin nicht sehr reich, das ist wohl wahr. Ich bin selbst ein wenig arm, aber darum noch nicht lasterhaft. Meine Schuld ist's nicht. Jeglicher weiß, daß bedeutende Reich-

thümer aus den schönen Wissenschaften nicht gepreßt werden, und daß Leute, welche die besten Bücher schreiben, des Winters nicht immer warmes Feuer haben. Der Advokatenstand frißt alles Korn und läßt den übrigen wissenschaftlichen Ständen nur das Stroh. Man hat vierzig sehr schöne Sprüchwörter über den durchlöcherten Mantel der Philosophen. Oh, Sire, Barmherzigkeit ist das einzige Licht, welche das Innere einer großen Seele zu erleuchten vermag. Barmherzigkeit trägt die Fackel allen andern Tugenden voran. Ohne sie sind Menschen Blinde, welche, Gott suchend, im Dunkeln tappen. Gnade ist dasselbe, was Barmherzigkeit, und erschafft die Liebe der Unterthanen, welche für den Leib des Fürsten die sicherste Wache bleibt. Was schadet's Euch, Majestät, deren Antlitz blendet, ob ein armer Mensch mehr auf der Erde lebt? Ein armer, unschuldiger Philosoph, der mit leerer Hosentasche, worüber sein Bauch lärmt, im Dunkel des Elends watet. Uebrigens, Sire, bin ich ein Gelehrter, und die großen Könige halten den Schutz der Wissenschaften für eine Perle ihrer Krone. Herkules verschmähete nicht den Titel Musagetes, Mathias Corvinus beschützte Jean de Monroyal, die Zier der Mathematiker. Nun ist es doch aber eine unzweckmäßige Art die Wissenschaften zu beschützen, wenn man die Gelehrten henkt. Welch ein Flecken für Alexander, hätte er Aristoteles aufhängen lassen! Das wäre kein Pflästerchen, das Antlitz seines Ruhmes zu verschönern, nein, ein

häßliches Geschwür, es zu entstellen. Sire, ich dichtete ein sehr schönes Hochzeit-Gedicht für die Prinzessin von Flandern und den gnädigen Herrn Dauphin. Das ist doch kein Feuerbrand, Rebellion anzuschüren. Eure Majestät sieht, ich bin kein Abcschütz, habe studirt und besitze viel natürliche Beredtsamkeit. Gnade, Sire! Ihr begeht durch Eure Barmherzigkeit eine galante Handlung gegen unsre Frau, und ich schwöre Euch, mich erschreckt der Gedanke, am Galgen zu baumeln."

Als er die Rede geendet, küßte Gringoire verzweifelnd die Pantoffeln des Königs und Guillaume Rym sagte leise zu Coppenole: „Er hat Recht, sich auf den Boden hinzuschleppen. Den Königen geht's wie dem Jupiter von Creta. Sie haben ihre Ohren nur an den Füßen."

Der Strumpfwirker, ohne auf den Jupiter von Creta Acht zu geben, erwiederte mit schwerfälligem Lächeln, indem er Gringoire ansah: „Ja, ja, ich glaube den Kanzler Hugonet zu hören, wie er mich um Gnade anflehete."

Als Gringoire endlich außer Athem inne hielt, erhob er zitternd sein Haupt zum König, welcher mit dem Nagel einen Flecken seiner Beinkleider am Knie abkratzte, dann nahm die Majestät einen Schluck Medicin. Uebrigens sprach sie kein Wort und dies Schweigen quälte Gringoire. Endlich sah ihn der König an mit den Worten: „Du furchtbarer Schreier!" Dann wandte er sich zu Tristan l'Hermite: „Bah! Laß ihn los!"

Gringoire, vor Freude erschrocken, fiel auf den Rücken.

„Soll ich ihn gehen lassen?“ fragte Tristan knurrend. „Will Eure Majestät nicht, daß man ihn ein wenig in den Käfig sperrt?“

„Gevatter,“ antwortete Ludwig XI., „glaubst du, daß wir Käfige zu 367 Livres 8 Sous 3 Deniers für solche Vögel machen lassen? Laß den Strohkopf sogleich los (Ludwig XI. gebrauchte das Wort Strohkopf, welcher mit Gottes Ostern den Grund zu seinem Humor bildete), und gib ihm einige Rippenstöße mit auf den Weg.“

„Oh,“ rief Gringoire, „welch ein großer König!“ und aus Furcht vor einem Gegenbefehl stürzte er sich schnell zur Thür, die Tristan ihm ziemlich verdrießlich öffnete. Die Soldaten gingen zugleich mit ihm fort und schleuderten ihn mit Faustsstößen vor sich hin, was Gringoire als ein wahrer stoischer Philosoph ertrug.

Die gute Laune des Königs drang in Allem durch, seitdem der Aufruhr gegen den Bailli ihm angezeigt war. Diese ungewöhnliche Milde war ein sehr bedeutendes Zeichen. Tristan l'Hermite hatte das knurrige Gesicht einer Dogge, der man einen Knochen zeigte, aber nicht gibt.

Der König trommelte vergnügt auf den Armlehnen seines Sessels den Marsch Pont-Audemer mit den Fingern. Dieser Fürst wußte sich gewiß zu verstellen, allein

Schmerz und Aerger konnte er besser verstecken als Freude. Dergleichen Aeußerungen der Freude bei guten Nachrichten gingen oft sogar zuweit; z. B. bei'm Tode Carls des Kühnen weihete er ein silbernes Geländer dem heiligen Martin von Tours, und bei seiner Thronbesteigung vergaß er das Begräbniß seines Vaters zu befehlen.

„He, Sire," rief plötzlich Jacques Coictier, was ist aus dem plötzlichen Krankheitsanfall geworden, weßhalb Eure Majestät mich rufen ließ."

„Oh, Gevatter," sprach der König, „ich bin sehr krank. Mir pfeift es in den Ohren und es kömmt mir vor, als kratzen feurige Harken in der Brust."

Coictier ergriff des Königs Hand und befühlte ihm den Puls mit gelehrter Miene

„Seht, Coppenole," sprach Rym leise, „da steht er zwischen Coictier und Tristan. Für sich hält er den Arzt, für andre den Henker."

Coictiers Ausdruck ward immer beunruhigter, während er den Puls befühlte. Ludwig XI. betrachtete ihn mit einiger Aengstlichkeit. Coictier ward immer düsterer. Der gute Mann hatte nemlich keine andere Meierei als das Uebelbefinden des Königs, das er denn so gut wie möglich ausbeutete. „Oh, oh," murmelte er endlich, „das ist gefährlich!" — „Nicht wahr?" sprach der König sehr unruhig. — „Pulsus creber, anhelans, crepitans, irregularis," fuhr der Arzt fort. — „Gottes Ostern!" —

„Das Uebel kann in drei Tagen seinen Mann tödten.“ — „Bei Unsrer Frau! Das Mittel, Gevatter?“ — „Sire, ich sinne darüber nach.“

Er ließ Ludwig XI. die Zunge ausstrecken, richtete den Kopf auf, schnitt ein ernstes Gesicht und sagte mitten in dieser Ziererei: „Wahrhaftig, Sire, ich muß Euch sagen, die Stelle eines Einnehmers bei den Regalien ist erledigt, und ich habe einen Neffen.“ —

„Ja, ja, dein Neffe soll die Stelle haben, aber zieh mir das Feuer aus der Brust.“ — „Weil Eure Majestät so gnädig ist, wird sie mich auch wohl ein wenig unterstützen wegen meines Baus in der Rue St. André des Arcs.“ — „Was!“ rief der König aus.

„Ich bin mit meinem Gelde am Ende,“ fuhr der Doktor fort, „und es wäre wirklich schade, erhielte mein Haus kein Dach; nicht wegen des Hauses, denn das ist einfach-bürgerlich, sondern wegen der Gemälde Jehan Fourbault's, welche das Täfelwerk schmücken. Dort ist unter andern eine Diana, die in der Luft schwebt, so schön, zart, ungezwungen, mit schönem Hauptschmuck und dem Halbmond mit so weißem Fleisch, daß Alle, welche die Gestalt zu aufmerksam betrachten, in Versuchung geführt werden. Ferner eine andere sehr schöne Göttin, die Ceres. Sie sitzt auf Korngarben und ist mit einem galanten Kornkranze, der mit Bocksbart und andern Blumen durchflochten ist, geschmückt. Man kann nichts Verliebteres sehen, als ihre Augen, nichts Runderes, als ihre

Schenkel, nichts Edleres, als ihr Gesicht, keine bessere Drapirung, als ihren Rock. Sie ist eine der unschuldigsten, vollkommensten Schönheiten, die je der Pinsel schuf.

„Du Henker!“ brummte Ludwig, „wo soll das hinaus?“ — „Ich muß für diese Gemälde ein Dach haben, und obgleich das sehr unbedeutend ist, habe ich kein Geld mehr.“ — „Wie viel kostet dein Dach?“ — „Höchstens zweitausend Livres; ein Kupferdach mit Vergoldung.“ — „O du Mörder!“ rief der König aus; „du ziehst mir keinen Zahn aus, der nicht ein Diamant wäre.“ — „Soll ich mein Dach haben?“ — „Ja, und geh zum Teufel, aber erst kurire mich!“

Jacques Coictier verneigte sich tief und sprach: „Sire, ein zurücktreibendes Mittel wird Euch retten. Wir legen Euch auf die Schenkel das große Vertheidigungsmittel, bestehend aus Wachspflaster, armenischem Bolus, Eiweiß, Oel und Essig. Mit dem Trank fahrt fort, und ich stehe für Eure Majestät ein.“

Eine brennende Kerze lockt mehr als eine Fliege herbei. Meister Olivier, da er den König so freigebig sah, hielt den Augenblick für geeignet und trat heran: „Sire....“ — „Was? Willst du auch Etwas haben?“ — „Sire, Eure Majestät weiß, Meister Simon Radin ist gestorben.“ — „Nun?“ — „Er war Rath des Königs im Justizschatze.“ — „Nun?“ — „Sire, seine Stelle ist erledigt.“

Bei den Worten vertauschte Meister Olivier den

hochmüthigen Ausdruck seines Gesichts mit dem demüthigen. Bekanntlich ist dies der einzige Wechsel, den die Gestalt eines Höflings zeigt. Der König sah ihm starr in's Gesicht und sprach trocken: „Ich verstehe Euch!" — Dann begann er auf's Neue nach einer Pause: „Meister Olivier, der Marschall von Boucicaut sagte: „Der König ist Schenkgeber, wie das Meer Fischgeber. Ich sehe, Ihr habt auch die Meinung des Herrn von Boucicaut angenommen. Jetzt hört mich an. Wir haben ein gut Gedächtniß. 1468 machten Wir Euch zum Kammerherrn; 69 zum Wächter des Schlosses an der Brücke St. Cloud mit hundert Livres Tournois Gehalt (Ihr wolltet sogar Livres Parisis). Im November 73 ernannten Wir Euch zum Hüter des Waldes von Vincennes; 75 zum Richter des Forstes von Rouvray-lez-St.-Cloud; 78 übertrugen Wir Euch gnädigst durch Patentbriefe mit doppeltem Siegel von grünem Wachs eine Rente von zehn Livres Parisis für Euch und Eure Frau, die Ihr von der Schule St. Germain auf dem Platz aux Marchands erhebt; 79 machten Wir Euch zum Forstrichter des Waldes von Senart, anstatt des armen Teufels Jehan Daiz; dann zum Kapitän des Schlosses Loches; dann zum Gouverneur von St. Quentin; dann zum Kapitän der Brücke von Meulan, wovon Ihr den Grafentitel führt. Von den fünf Sols, die als Geldstrafe ein Barbier zahlt, der an Festtagen rasirt, bekommt Ihr drei Sols und ich nur zwei. Auch waren Wir so gütig, Euren Namen Böse,

welcher zu gut für Euer Gesicht paßte, zu ändern. 74 gewährten Wir Euch, zum Aerger Unseres Adels, ein buntes Wappenschild, das Euch die Brust eines Pfaus verleiht. Seid Ihr noch nicht satt? Fürchtet Ihr nicht, ein Salmen mehr möchte Euer Schiff zum Sinken bringen? Gevatter, dein Uebermuth richtet dich noch zu Grunde! Uebermuth wird stets von Schmach und Untergang begleitet. Bedenk dies und schweig!" Diese mit Ernst gesprochenen Worte gaben dem mürrischen Gesicht des Meisters Olivier wieder den Ausdruck der Unverschämtheit. „Gut!" brummte er ganz laut; „man sieht, der König ist heute krank. Er gibt Alles dem Arzt."

Ludwig XI., weit davon entfernt, sich über diese Grobheit zu ärgern, erwiederte ziemlich sanft: „Halt! ich vergaß noch, daß ich Euch zum Gesandten nach Gent bei Madame Marie machte." — „Ja, ihr Herren" (der König wandte sich zu den Flamländern), „dieser war mein Gesandter. — Nun Gevatter" (er wandte sich wieder zu Meister Olivier), „zank' dich nicht mit mir. Wir sind alte Freunde. Es ist spät; wir haben unsre Arbeit beendet; jetzt komm, rasir mich."

Der Leser hat gewiß nicht bis jetzt gewartet, um in Meister Olivier den furchtbaren Figaro zu erkennen, den die Vorsehung, die Dichterin der größten Dramen, so künstlich mit dem langen, blutigen Schauspiel Ludwig's XI. verflocht. Hier wollen wir es nicht unternehmen, die sonderbare Gestalt zu entwickeln. Der Barbier des Kö-

nigs führte drei Namen. Bei Hofe nannte man ihn höflich Olivier-le-Daim *). Das Volk nannte ihn Olivier den Teufel. Sein wahrer Name war Olivier Böse.

Olivier stand unbeweglich, schmollte über den König und brummte zwischen den Zähnen: „Ja, ja, der Arzt.“ — „Ja, ja, der Arzt;“ sprach Ludwig mit sonderbarer Gutmüthigkeit. „Der Arzt hat noch mehr Credit, wie du. Ganz natürlich; du packst mich nur bei'm Kinn, er bei'm Leibe. Komm, armer Barbier, das findet sich gelegentlich wieder. Was sollte aus dir werden, wäre ich ein König wie König Chilperich, der gewohnt war, den Bart in der Hand zu halten. Komm, Gevatter, thu', was deines Amtes, rasir' mich! Hole das Geräth!“

Als Olivier sah, daß der König lachte, und daß er nicht einmal Gelegenheit finden konnte, sich zu ärgern, ging er verdrießlich fort, den Befehl auszuführen.

Der König stand auf, trat an's Fenster, und öffnete es plötzlich in heftiger Aufregung. Dann klatschte er in die Hände und rief: „O welch ein Feuerschein über der Cité. Das Haus des Bailly brennt. O, gewiß, es ist nichts Andres! O, mein treffliches Volk, wie hilfst du mir endlich, die Herrschaften all zusammen zu schmeißen!“

---

*) Dies war der Name, den ihm der König gegeben. Daher der Damhirsch im vorher beschriebenen Wappen. Sein wahrer Name war Lemauvais (Böse).

Dann wandte er sich zu den Flamländern: „Ihr Herren, seht den rothen Feuerschein!“

Die beiden Genter traten heran. — „Ein großes Feuer,“ sprach Guillaume Rym. — „Ho,“ fügte Coppenole hinzu, und seine Augen leuchteten plötzlich, „das erinnert mich an den Brand des Hauses des Herrn von Hymbercourt. Dort muß ein großer Aufruhr sein.“

„Ihr meint so, Meister Coppenole?“ (Der Blick des Königs zeugte in dem Augenblick eben so viel Freude, wie der des Strumpfmachers.) „Nicht wahr, es ist schwer, Widerstand zu leisten?“ — „Gottes Kreuz; Eure Majestät wird da manche Kompagnie von Kriegsleuten zersplittern.“ — „Was, ich? Das wäre was Andres,“ erwiederte der König; „wolle ich....“

Der Strumpfmacher unterbrach ihn keck: „Ist der Aufstand so stark, wie ich glaube, Sire, dann hilft Euer Wille Euch Nichts.“ — „Gevatter,“ sprach Ludwig XI., „mit zwei Ordonnanz-Kompagnieen und einer Ladung von Serpentinen wird man mit einem Pöbel von Bürgern bald fertig.“

Der Strumpfmacher schien, ungeachtet der Zeichen Guillaume Rym's, entschlossen, dem König zu widersprechen: „Sire, auch die Schweizer waren Bürger. Der Herr Herzog von Burgund war ein mächtiger Edelmann und verspottete sie als Pöbel. Sire, in der Schlacht von Grandson rief er aus: Kanoniere, feuert auf die Bauer-Lumpen! und er schwur bei dem Ritter Sankt

Georg; aber der Ammann Scharnachthal stürzte sich auf den edlen Herzog mit seinem Volk und seiner Keule und das strahlende Heer der Burgunder ward durch dio Bauern im Büffelwamms auseinander gesprengt, wie eine Glasscheibe durch Kiesel. Da wurden viele Ritter und viele Knechte erschlagen, und man fand den Herrn von Château-Guyon, den größten Herrn in Burgund, todt mit seinem Streitroß auf einer kleinen sumpfigen Wiese."

„Freund," entgegnete der König, „Ihr sprecht von einer Schlacht und ich von einer Meuterei. Die brächte ich zum Schweigen, so wie ich nur die Stirn runzelte."

Coppenole erwiederte gleichgültig: „Vielleicht, Sire! Dann hat die Stunde des Volkes noch nicht geschlagen."

Guillaume Rym glaubte einschreiten zu müssen. — „Meister Coppenole, Ihr sprecht mit einem mächtigen König." — „Das weiß ich," erwiederte ernst der Strumpfwirker.

„Laßt ihn doch nur reden, Herr Rym; lieber Freund," sagte der König, „ich liebe solchen Freimuth. Mein Vater, Karl VII., meinte, die Wahrheit sei krank. Ich glaubte, sie sei todt und fände keinen Beichtiger. Den Irrthum benahm mir Meister Coppenole."

Dann legte er zutraulich die Hand auf Coppenole's Schulter mit den Worten: „Also Ihr meintet, Meister Jacques..." — „Ich meinte, Sire, die Stunde des Volkes habe bei Euch noch nicht geschlagen."

Ludwig XI. sah ihn mit durchdringendem Blicke an. — „Meister, wann wird sie schlagen?“ — „Man wird sie schon hören.“ — „An welcher Uhr, wenn's beliebt?“

Coppenole führte mit seiner ruhigen, bäuerischen Haltung den König an's Fenster. „Hört, Sire! Hier ist ein Thurm, eine Glocke, Kanonen, Soldaten, Bürger. Wenn die Glocke schallt, wenn die Kanonen brüllen, wenn der Thurm lärmend einstürzt, wenn Bürger und Soldaten heulen und sich tödten, dann hat die Stunde geschlagen.“

Des Königs Antlitz ward düster und nachdenklich. Einen Augenblick schwieg er; dann klopfte er sanft mit der Hand an die Mauer des Thurms, wie man den Hals eines Renners zu liebkosen pflegt, und sagte: „O nein, gute Bastille, so leicht wirst du nicht sinken!“

Dann drehte er sich plötzlich wieder zum kecken Flamländer mit den Worten: „Saht Ihr jemals einen Aufstand?“ — „Ich habe Aufstände erregt.“ — „Wie fingt Ihr das an?“ — „O, das ist nicht so schwer, und es gibt hundert Arten. Erstens muß man in der Stadt unzufrieden sein. Das ereignet sich oft genug. Zweitens muß der Charakter der Einwohner dazu geeignet sein. Die Genter sind das besonders. Sie lieben stets den Sohn des Fürsten, den Fürsten nie. Nun setze ich voraus, man tritt eines Morgens in meine Bude und spricht: Vater Coppenole, es gibt dies und das; die Prinzessin von Flandern will ihre Minister retten, der Großbailly

verdoppelt die Mahlsteuer, oder es gibt sonst was Andres. Man weiß, was man will. Ich lasse meine Arbeit liegen, gehe aus meiner Werkstatt auf die Straße und schreie: Herbei! Dort liegt immer wohl eine Tonne mit eingestoßenem Boden. Ich steige hinauf und sage, was mir grade vom Herzen in den Mund kömmt, und gehört man zum Volk, Sire, so hat man stets Etwas auf dem Herzen. Man bildet Haufen, schreit, läutet die Glocken, bewaffnet die Bürger mit den Waffen der Soldaten; die Bauern auf dem Markt schließen sich an, und man setzt sich in Marsch. So wird's immer gehen, so lange noch Herren in den Herrschaften, Bürger in den Städten und Bauern auf dem Lande wohnen."

„Und gegen wen rebellirt Ihr so?" fragte der König. „Gegen Eure Baillis, Eure Adeligen?"

„Wie das sich grade trifft. Bisweilen auch gegen den Herzog."

Ludwig XI. setzte sich wieder und sprach lächelnd: „Ah! hier sind sie noch bei den Baillis!"

In dem Augenblick trat Olivier-le-Daim wieder in's Zimmer. Ihm folgten zwei Pagen mit der Toilette des Königs; Ludwig XI. aber fiel es auf, daß Olivier auch vom Prévôt von Paris und dem Ritter der Wache, die beide sehr niedergeschlagen zu sein schienen, begleitet war. Auch der noch immer grollende Barbier sah bestürzt, aber auch zugleich zufrieden aus. Er nahm das

Wort: „Sire, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung wegen der unheilvollen Nachricht, die ich Ihr bringe.“

Der König wandte sich heftig um, und zerkratzte mit den Füßen seines Sessels die Matte des Fußbodens. „Was heißt das?“

„Sire,“ antwortete Olivier-le-Daim mit der boshaften Miene eines Mannes, welcher sich freut, einen heftigen Schlag geben zu können, „der Volksaufstand gilt nicht dem Bailli des Palais.“ — „Wem?“ — „Euch, Sire!“

Der greise König richtete sich grade, wie ein Jüngling, auf. „Wie so, Olivier? Beweise, was du sagst! Gevatter, achte auf deinen Kopf! Ich schwöre dir, bei'm Kreuz von St. Lô, lügst du zu dieser Stunde, so ist das Schwert, welches den Hals des Herrn von Luxemburg durchschnitt, noch nicht so schartig, daß es auch deinen nicht durchsägen könnte!“

Der Eid war furchtbar. Ludwig XI. hatte nur zweimal in seinem Leben bei'm Kreuz von St. Lô geschworen. Olivier öffnete den Mund, zu antworten: „Sire...“

„Kniee nieder,“ unterbrach ihn zornig der König. „Tristan, gib Acht auf den Menschen!“

Olivier knieete nieder und sprach kalt: „Sire! Eine Hexe ward durch Euren Parlamentshof verurtheilt. Sie floh in die Kathedrale Notre-Dame. Dort will sie das Volk mit Gewalt herausreißen. Der Herr Prévôt und der Ritter der Wache, welche von dem Aufruhr

herkommen, mögen mich Lügen strafen, sage ich nicht die Wahrheit. Das Volk belagert Notre-Dame!“

„Ha, so!“ sprach der König leise, vor Zorn zitternd und erblassend. „Notre-Dame! Sie belagern Unsre Frau, meine gnädige Herrin in Notre-Dame! — Olivier, steh auf! Du hast Recht. Ich gebe dir die Stelle des Simon Radin. Du hast Recht! — Mich greift man an. Die Hexe steht unter dem Schutz der Kirche. Und ich glaubte, das Volk empöre sich gegen den Bailli! Nein, gegen mich!“

Durch Wuth verjüngt, ging er mit großen Schritten im Zimmer umher. Er lachte nicht mehr, er war grausenhaft-furchtbar; der Fuchs verwandelte sich in die Hyäne. Er schien von Zorn so sehr erdrückt, daß er nicht reden konnte. Seine Lippen bebten, seine fleischlosen Hände kniffen sich zusammen. Plötzlich richtete er das Haupt auf; sein hohles Auge schien zu funkeln, und seine Stimme schallte hell wie eine Trompete: „Nieder, Tristan! Nieder mit den Schurken! Tristan, Freund, tödte, tödte!“ Nachdem dieser erste Ausbruch vorüber war, setzte er sich nieder und sprach mit kalter, concentrirter Wuth:

„Hier! Tristan. — In dieser Bastille sind die fünfzig Lanzen des Vicomte de Gif, dreihundert Pferde; Ihr nehmt sie. Hier ist auch Unsre Ordonnanz-Kompagnie des Herrn von Chateaupers; Ihr nehmt sie. Ihr seid Prévôt des Maréchaux, Ihr habt die Leute Eurer

Prévôté. Ihr nehmt sie. Im Hotel St. Pol findet Ihr vierzig Schützen von der neuen Garde des Herrn Dauphin. Ihr nehmt sie. Mit den Truppen eilt Ihr auf Notre-Dame zu. — Ha! ihr Herren Bürger von Paris, ihr werft euch der Krone Frankreichs, der Heiligkeit Unsrer Frau und dem Frieden dieses Staates entgegen! — Tristan, vernichte sie! Vernichte sie! Keiner entschlüpfe! Nur für Montfaucon."

Tristan verbeugte sich. — „Es soll geschehen, Sire." Nach einer Pause fügte er hinzu: „Was soll ich mit der Hexe anfangen?"

Der König überlegte. — „Ah so!" sagte er endlich, „die Hexe? Herr d'Estouteville, was wollte das Volk mit ihr anfangen?"

„Sire," erwiederte der Prévôt von Paris, „ich staunte. Weil das Volk sie aus der Freistatt holen will, ist es über ihre Ungestraftheit wüthend und will sie hängen."

Der König schien einen Augenblick nachzusinnen, dann wandte er sich zu Tristan mit den Worten: „Gut, Gevatter! Vernichte das Volk und hänge die Hexe."

„So ist seine Handlungsweise," flüsterte Rym Coppenole in's Ohr, „er straft das Volk für den Willen, und thut, was es verlangt."

„Gewiß, Sire," antwortete Tristan l'Hermite, „wenn aber die Hexe noch in Notre-Dame ist, soll ich sie dann dort trotz der Freistatt herausholen?"

„Gott's Ostern! die Freistatt!“ sagte der König und kratzte sich hinter dem Ohr. „Das Weib da muß aber doch gehängt werden!“

Dann sank er, als fiele ihm plötzlich Etwas ein, vor dem Sessel auf die Kniee, nahm seinen Hut ab, stellte ihn vor sich hin und betrachtete andächtig eines der Bleibilder, womit der Hut beladen war. „O,“ sprach er mit gefalteten Händen, „Notre-Dame von Paris, meine gnädige Beschützerin, verzeiht mir! Ich will es nur einmal thun. Die Verbrecherin muß ich bestrafen; ich versichere Euch, gnädige Gebieterin, Frau Jungfrau, die Hexe da ist Eures liebenswürdigen Schutzes nicht werth. Madame, Ihr wißt, daß viele fromme Fürsten das Vorrecht der Kirchen zum Ruhme Gottes, und wegen des Wohles ihrer Staaten verletzten. St. Hugo, Bischof von England, erlaubte dem König Eduard, einen Zauberer in seiner Kirche gefangen zu nehmen. Sankt Ludwig von Frankreich, mein hoher Herr, überschritt zu demselben Zwecke die Schwelle der Kirche St. Paul's; Herr Alphonso, Sohn des Königs von Jerusalem, sogar die Schwelle des heiligen Grabes. Vergib mir diesmal, Unsre Frau von Paris; ich will es nicht wieder thun und Euch eine schöne silberne Statue, wie jene schenken, die ich vergangenes Jahr Unsrer Frau von Ecouys verehrte. So sei es. Amen.“

Er schlug das Zeichen des Kreuzes, setzte den Hut wieder auf, erhob sich, und sprach zu Tristan: „Eilt,

Gevatter! Nehmt Herrn von Chateaupers mit Euch; laßt Sturmglocken läuten. Zerschmettert den Pöbel! Hängt die Hexe! Die Hinrichtung soll unter Eurer Leitung geschehen. Ich will's. Ihr werdet mir Rechenschaft ablegen. — Olivier, komm. Heute Nacht will ich nicht schlafen. Rasir' mich."

Tristan l'Hermite verbeugte sich und ging. Der König verabschiedete Rym und Coppenole mit einer Handbewegung und den Worten: „Gott beschütze Euch, meine lieben Herrn Flamländer. Ruht ein wenig. Die Nacht ist schon vorgerückt, und wir sind dem Morgen näher als dem Abend."

Beide entfernten sich, und als sie ihre Schlafgemächer unter der Leitung des Kapitäns der Bastille erreichten, sprach Coppenole zu Guillaume Rym: „Hum! An dem König, der hustet, habe ich genug! Ich sah Karl von Burgund betrunken; er war aber nicht so boshaft, wie der kranke Ludwig XI."

„Meister Jacques," erwiederte Rym, „der Wein wirkt nicht so grausam bei Königen, wie Medicin."

6. Kleine Flamme zum Spiel.

Gringoire, als er die Bastille verließ, lief so schnell wie ein scheues Pferd die Straße St. Antoine hinab. An der Porte Baudoyer lief er grades Weges auf das steinerne Kreuz zu, welches mitten auf diesem Platze errichtet war, als habe er im Dunkel die Gestalt eines

schwarz gekleideten und mit einer Kapuze verhüllten Menschen erkannt, der auf den Stufen des Kreuzes saß. „Seid Ihr's, Meister?“ fragte Gringoire.

Die schwarze Gestalt erhob sich. „Tod und Hölle! Ihr laßt mich hier kochen, Gringoire. Der Nachtwächter auf dem Thurm St. Gervais hat schon zwei Uhr Morgens ausgerufen.“ — „Oh.“ erwiederte Gringoire, „meine Schuld ist das nicht; sondern sie liegt ganz allein an der Schaarwache des Königs. Ich bin nur mit Noth entwischt, und gewiß dazu prädestinirt, immer nahe dran zu sein, gehängt zu werden.“ — „Du verfehlst Alles; schnell! das Losungswort!“ — „Denkt Euch, Meister, ich sah den König, und komme von ihm. Er trägt wollene Hosen. Ein wahres Abenteuer!“ — „Oh du Spinnrocken von Worten! Weißt du das Losungswort der Landstreicher?“ — „Ja, seid unbesorgt: kleine Flamme beim Spiel.“ — „Gut, sonst könnten wir nicht in die Kirche kommen, die Landstreicher versperren die Straßen. Glücklicherweise, scheint es, fanden sie Widerstand. Wir kommen wohl noch zur rechten Zeit.“ — „Ja, Meister. Wie können wir aber in Notre-Dame dringen?“ — „Ich habe den Schlüssel zu den Thürmen.“ — „Und wie kommen wir hinaus?“ — Hinter dem Kloster führt eine kleine Thür zum Terrain und von da zum Fluß. Ich habe den Schlüssel bei mir, und ein Schiff diesen Morgen angebunden.“ — „Beinah wäre ich gehängt.“ — „Komm schnell.“

Beide gingen mit großen Schritten zur Cité hinab.

7. Chateaupers zum Angriff!

Vielleicht erinnert sich noch der Leser der kritischen Lage, worin wir Quasimodo verließen. Der tapfere Taube hatte, wenn auch nicht den Muth, doch alle Hoffnung verloren, die Zigeunerin zu retten (denn an sich selbst dachte er nicht). Verzweifelnd lief er auf der Galerie hin und her. Notre-Dame war nahe daran, von den Landstreichern erstürmt zu werden. Plötzlich vernahm man starken Pferdegalopp in den benachbarten Straßen; man sah eine lange Reihe Fackeln und eine dichte Kolonne von Reitern, die mit verhängtem Zügel und gesenkten Lanzen einhersprengte. Wie ein Orkan drang auf den Platz das Wuthgeschrei: „Frankreich! Frankreich! Nieder mit den Bürgern! Chateaupers zum Angriff! Prévôté, Prévôté!“

Die Landstreicher wandten sich auf einmal um. Quasimodo, der Nichts hörte, sah die blanken Degen, Fackeln, Lanzenspitzen und erkannte an der Spitze der Reiter den Kapitän Phoebus von Chateaupers; er sah die Verwirrung der Landstreicher, die Furcht der Einen, Bestürzung bei den Tapfersten, und fand durch diese unerwarrtete Hülfe so viel Kraft, daß er die Vordersten der Stürmenden, die mit den Knieen schon über das Geländer sprangen, hinabstürzen konnte.

Die Truppen des Königs waren eingedrungen. Die Landstreicher fochten tapfer, und vertheidigten sich als Verzweifelte. In die Flanken an der Straße St. Pierre-

aux-Boeufs genommen, an Notre-Dame, das sie noch stürmten und Quasimodo noch vertheidigte, mit dem Rükken gedrängt, zugleich Belagerer und belagert, befanden sie sich in der sonderbaren Lage, wie später der Graf Henri d'Harcourt 1640 bei Turin, als er den Prinz Thomas von Savoyen dort belagerte, und vom Marques de las Leganas blokirt ward; Turinum obsessor idem et obsessus, sagt seine Grabschrift.

Das Gemetzel war furchtbar. Hundefleisch für den Wolfszahn, spricht der Pater Matthias. Die Reiter des Königs, in deren Mitte Phoebus von Chateaupers tapfer focht, gaben kein Quartier, und Alle, welche dem Spieß entschlüpften, sanken unter Schwertern. Die schlecht bewaffneten Landstreicher schäumten und bissen. Sie stürzten sich auf den Rücken, den Bug der Pferde, klammerten sich an, wie Katzen, mit Zähnen und Nägeln, Händen und Füßen. Andre schlugen ihre Fackeln den Reitern ins Gesicht und verbrannten ihnen die Augen. Andre stießen mit Haken nach dem Halse der Reiter, oder schossen. Die gefallenen Reiter wurden zerfetzt. Man bemerkte einen der Landstreicher, der mit breiter, strahlender Sichel die Füße der Rosse mähete. Er war furchtbar, sang im näselnden Tone ein Lied, und führte fortwährend die Sichel. Mit jedem Schlage warf er um sich zerschnittene Glieder. So drang er in das dichteste Reitergewühl, mit der ruhigen Langsamkeit und dem regelmäßigen Athemholen des Schnitters, der ein Feld

abmäht. Es war Clopin Trouillefou. Endlich streckte ein Büchsenschuß auch ihn zu Boden.

Unterdeß waren die Fenster geöffnet. Die Nachbarn, als sie das Kriegsgeschrei der Leute des Königs vernahmen, mischten sich in den Streit, und Kugeln regneten von allen Dächern auf die Landstreicher herab. Der Vorplatz war voll von dichtem Rauch des Flintenfeuers. Nur undeutlich erkannte man die Façade von Notre-Dame und das alte Hotel-Dieu, mit einigen mageren Krankengesichtern, welche aus den Luken des schuppigen Dachs hinabblickten.

Endlich wichen die Landstreicher. Ermüdung, Mangel an guten Waffen, der Schrecken der Ueberrumpelung, das Flintenfeuer der Fenster, der tapfere Angriff der Reiter des Königs, Alles schlug ihren Muth nieder. Sie durchbrachen die Linie der Angreifenden, flohen nach allen Richtungen, und verließen die Haufen ihrer Todten auf dem Vorplatz.

Als Quasimodo, der nicht einen Augenblick aufgehört hatte zu fechten, die Niederlage erblickte, fiel er auf die Kniee und erhob die Hände zum Himmel; dann lief er fort, trunken vor Freude, stieg mit der Schnelligkeit eines Vogels zur Zelle hinauf, deren Zugang er so unerschrocken vertheidigt hatte. Er hatte nur einen Gedanken, vor dem Mädchen auf die Kniee zu sinken, nachdem er sie zum zweiten Mal gerettet.

Als er aber in die Zelle trat, fand er sie leer.

Eilftes Buch.

1. Der kleine Schuh.

Esmeralda schlief, als die Landstreicher die Kirche stürmten. Bald aber entriß sie der stets wachsende Lärm und das unruhige Mäckern der vor ihr erwachenden Ziege ihrem Schlummer. Sie richtete sich auf dem Lager auf, horchte und blickte anf den Platz. Erschreckt durch den Lärm und Fackelschein enteilte sie ihrer Zelle, um besser sehen zu können. Das Aussehn des Platzes, die Erscheinungen auf demselben, die Unordnung des nächtlichen Sturmes, die scheusliche Volksmasse, hüpfend wie ein Schwarm Frösche, und im Dunkel nur undeutlich erblickt, die herumgereichten und im Dunkel sich kreuzenden Fackeln, wie Irrlichter auf Morästen in der Nacht, die ganze Scene machte bei ihr den Eindruck einer Schlacht zwischen den Phantomen des Sabbats und den Ungeheuern der Kirche.

Von Kindheit an voll des Aberglaubens der Zigeuner, dachte sie zuerst, sie habe die sonderbaren Nachtgeister bei ihren Uebelthaten überrascht. Erschreckt eilte

sie fort, sich in ihre Zelle zu ducken, und hoffte auf ihrem Lager einen weniger furchtbaren Alp.

Allmählig zerstreuten sich jedoch die ersten Dünste der Furcht. An dem stets wachsenden Lärm und an einigen andern Zeichen der Wirklichkeit merkte sie, daß sie nicht von Gespenstern, sondern von Menschen überfallen werden sollte. Da verwandelte sich ihr Schrecken, ohne sich zu vermehren. Sie hatte schon an die Möglichkeit eines Volksaufstandes gedacht, um sie ihrem Asyl zu entreißen. Der Gedanke, noch einmal ihr Leben, jegliche Hoffnung, und Phoebus, mit dessen Bild sie noch immer die Zukunft erheiterte, zu verlieren, das tiefe Gefühl ihrer Schwäche, der Unmöglichkeit zu fliehen, keiner Stütze, ihres Einzelnstehens und tausend andre Gedanken erdrückten sie. Sie sank auf die Kniee, stützte ihr Haupt auf's Bett, faltete die Hände über ihrem Kopf, zitterte voll Angst und betete zum Gott der Christen und Unsrer Frau, ihrer Beschützerin, ob sie gleich als Zigeunerin Heidin war. Hegt man auch gar keinen religiösen Glauben, so gibt es doch im Leben Augenblicke, wo man stets die Religion des Tempels, worin man sich befindet, annimmt.

So lag sie lange Zeit auf dem Boden. In Wahrheit, sie zitterte stärker, als sie betete, und erstarrte immer mehr bei dem Hauch der herandringenden wüthenden Menge, wußte nicht, was vorging, was man that und wollte, ahnete aber einen furchtbaren Ausgang.

Plötzlich vernimmt sie den Schall von Schritten in ihrer Nähe. Sie wendet sich um. Zwei Männer, von denen einer eine Laterne trug, traten in ihre Zelle. Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

„Fürchtet Nichts," sprach eine ihr nicht unbekannte Stimme. „Ich bin's." — „Wer?" fragte sie. — „Pierre Gringoire."

Dieser Name beruhigte sie. Sie schlug die Augen auf und erkannte wirklich den Dichter. Neben ihm stand aber eine schwarze, bis auf die Füße verhüllte Gestalt, über deren Schweigen sie betroffen ward.

„Ah!" sprach Gringoire mit dem Tone des Vorwurfs, „Djali hatte mich vor Euch erkannt."

Die kleine Ziege hatte wirklich nicht gewartet, bis Gringoire seinen Namen nannte. Kaum war er eingetreten, als sie sich zärtlich an seinem Knie rieb und mit Liebkosungen und weißen Haaren bedeckte; denn sie war grade im Abhaaren begriffen.

„Wer ist bei Euch?" sprach die Zigeunerin mit leiser Stimme. „Seid unbesorgt," erwiederte Gringoire, „ein Freund von mir."

Hierauf setzte der Philosoph seine Laterne auf den Boden, kauerte nieder und rief voll Entzückung, indem er Djali mit den Armen umschlang: „Oh, welch ein zierliches Thier, gewiß merkwürdiger wegen seiner Reinlichkeit, als wegen seiner Größe, klug, fein und gelehrt, wie ein Schulmeister! Komm, Djali; hast du deine artigen

Streiche nicht vergessen? Wie macht Meister Jacques Charmol....?"

Der schwarze Mann ließ ihn nicht ausreden; er trat heran und schlug Gringoire derb auf die Schulter. Der Dichter stand auf. „Ach ja," sprach er, „wir haben Eile; das vergaß ich. — Dies, Meister, ist aber noch kein Grund, die Leute so mit Gewalt zu treiben. — Mein liebes, schönes Kind, Euer Leben ist in Gefahr und auch das Leben Eurer Djali. Wir sind Eure Freunde und kommen, Euch zu retten. Folgt!" — „Gewiß?" rief sie bestürzt. — „Ja, ja, kommt schnell!" — „Recht gern," stammelte sie; „aber warum spricht Euer Freund kein Wort?" — „Ach, sein Vater und seine Mutter waren sonderbare Leute und haben ihm ein schweigsames Gemüth gegeben."

Sie mußte mit dieser Erklärung sich begnügen. Gringoire faßte sie bei der Hand; sein Gefährte nahm die Laterne und ging voran. Das Mädchen war von Furcht betäubt. Sie ließ sich fortführen. Die Ziege folgte hüpfend und so vergnügt, Gringoire wiederzusehen, daß er fast bei jedem Schritte strauchelte, weil sie ihre Hörner ihm zwischen die Beine steckte. „So ist das Leben," sprach der Philosoph, so oft er dem Falle nah war; „unsre besten Freunde bringen uns oft zum Sturze."

Schnell stiegen sie die Thurmtreppe hinab, durchschritten die dunkle, einsame, vom Getöse wiederhallende Kirche, deren Schweigen mit dem Lärm außen einen

scheußlichen Kontrast bot, und traten in den Klosterhof durch die rothe Thür. Das Kloster war leer; die Priester hatten sich in den Bischofspalast geflüchtet, dort zusammen zu beten; nur einige erschrockene Diener kauerten im Dunkel. Sie schritten zum kleinen Thor, welches vom Hofe zum Terrain führte. Der schwarze Mann öffnete mit einem Schlüssel, den er bei sich trug. Unsre Leser wissen, daß das Terrain eine von Mauern eingeschlossene Erdzunge an der Cité hin war und dem Kapitel Notre-Dame gehörte. Sie fanden die Umzäunung gänzlich verödet. Dort herrschte in der Luft schon weniger Lärm. Das Getöse des Sturmes gelangte zu ihnen gedämpfter und undeutlicher. Man konnte schon ziemlich deutlich das Rauschen des frischen Windes vernehmen, welcher das Laub des einzigen Baumes auf jenem Terrain bewegte und dem Striche des Wassers folgte. Dennoch waren sie der Gefahr sehr nahe. Die ihnen nächsten Gebäude waren die Kirche und der Bischofssitz. Im Palaste des Bischofs herrschte offenbar eine bedeutende Unordnung. Seine dunkle Masse ward von Lichtern durchfurcht, die von einem Fenster zum andern liefen, wie wenn man Papier verbrannt hat, und der zurückgebliebene dunkle Aschenhaufen Funken, die hin und her fliegen, aussprüht. Seitwärts glichen die beiden riesenhaften Thürme von Notre-Dame, von hinten mit dem langen Schiff, von wo sie aufsteigen, gesehen, und schwarz auf dem hellen Schein des Vorplatzes ausgeschnitten,

zwei riesenhaften Feuerböcken vor Cyklopen-Flammen. Was man von Paris nach allen Seiten hin sah, zitterte in dem mit Licht gemischten Schatten. Rembrandt malte ähnlichen Hintergrund auf seinen Bildern.

Der Mann mit der Laterne ging gerades Weges auf die Spitze des Terrains zu. Dort befand sich am äußersten Rande des Wassers eine verfallene, wurmstichige Umzäunung von Pfählen und Brettern, wo ein niedriger Weinstock seine mageren Zweige, wie die Finger einer offenen Hand, ausstreckte. Im Schatten dieses Gitters war eine kleine Barke versteckt. Der Mann gab Gringoire und seiner Gefährtin ein Zeichen, hereinzutreten. Ihnen folgte die Ziege; der Mann trat zuletzt hinein, löste das Tau, stieß die Barke mit einer Stange vom Lande, ergriff zwei Ruder, setzte sich vorn hin, und ruderte mit allen Kräften in die Mitte des Flusses. Die Seine ist dort sehr reißend, und es kostete ihn viele Mühe, über die Spitze der Insel hinauszuschiffen.

Als Gringoire in der Barke war, nahm er vor Allen die kleine Ziege auf seinen Schooß. Er setzte sich in das Hintertheil, und das Mädchen, welches wegen des Unbekannten eine unaussprechliche Angst empfand, setzte sich dicht neben den Dichter.

Als unser Philosoph merkte, das Schiff bewege sich auf dem Wasser, klatschte er in die Hände und küßte Djali zwischen die Hörner. „Oh,“ sprach er, „jetzt sind wir alle Vier gerettet!“ Dann fügte er nach einer Pause

mit dem Ausdruck des tiefsten Denkers hinzu: „Den glücklichen Ausgang großer Unternehmungen verdankt man bisweilen der List, bisweilen dem Glücke.“

Langsam wogte das Schiff dem rechten Ufer zu. Das Mädchen betrachtete den Unbekannten mit geheimer Furcht. Er hatte das Licht seiner Blendlaterne sorgfältig verschlossen. Im Dunkel, auf dem Vordertheil der Barke, glich er einem Gespenst. Seine stets niedergezogene Kapuze diente ihm als Maske; so oft er rudernd seine Arme ausbreitete, wovon lange schwarze Aermel hinabhingen, glichen diese zwei großen Fledermausflügeln. Uebrigens hatte er noch kein Wort gesprochen, sogar noch nicht laut geathmet. Im Schiffe herrschte kein anderes Geräusch, als des Hin- und Herbewegens der Ruder, vermischt mit dem Brausen der Wasserfurche und Wasserkreise, die das Schiff zog.

„Bei meiner Seele!“ rief plötzlich Gringoire, „wir sind munter wie Kobolde, und still wie Pythagoräer oder Fische! Gottes Ostern! ich möchte wohl, meine Lieben, daß Jemand mit mir spräche — die Menschenstimme ist Musik dem Menschenohre! Ich sage dies nicht, sondern Didymus von Alexandrien, und die Worte sind trefflich. Gewiß, Didymus von Alexandrien war kein schlechter Philosoph. — Ein Wort, schönes Kind, bitte, nur ein Wort! — Beiläufig gesagt, Ihr habt ja ein so hübsches kleines Mäulchen; schneidet Ihr das noch immer? Wißt Ihr auch, meine Liebe, daß über alle Freistätten das

Parlament Gerichtsbarkeit besitzt, und daß Ihr in Eurem Kämmerchen zu Notre-Dame großer Gefahr Euch ausgesetzt habt. Ach! der kleine Vogel Trochylus baut sein Nest in den Rachen des Krokodils. — Meister, der Mond kommt wieder hervor — wenn man uns nur nicht sieht! — Wir begehen eine löbliche Handlung, indem wir Euch, mein Fräulein, retten, und packte man uns, würde man uns dennoch im Namen des Königs hängen. Ach! alle menschlichen Handlungen haben zwei Henkel. Worum man dich krönt, darum hängt man mich. Mancher bewundert Cäsar, welcher Catilina tadelt. — Nicht wahr, Meister? was haltet Ihr von der Philosophie? Ich besitze Philosophie aus Instinkt, von Natur ut apes geometriam. — Niemand antwortet. Verdrießliche Launen habt ihr Beide. — Ich muß mit mir allein reden. Das nennen wir in Tragödien Monologe halten. — Gottes Ostern! Ich habe König Ludwig gesehn und den Schwur behalten. — Also: Gottes Ostern, welch ein Geheul in der Cité! — Er ist ein häßlicher, boshafter, alter König, ganz in Pelz gemummt. Auch ist er mir noch immer das Geld für mein Hochzeitgedicht schuldig; ich kann noch froh sein, daß er mich heute Abend nicht aufhängen ließ, denn dies wäre mir sehr ungelegen gekommen. Gegen Männer von Verdienst ist er ein Geizhals. Er sollte die vier Bücher adversus avaritiam des Salvianus Coloniensis lesen. — Wahrhaftig, gegen Gelehrte ist er grob, und begeht auch sehr viele Grausamkeiten.

Er liegt wie ein Schwamm auf dem Volke, und saugt dessen Geld ein. Seine Sparkasse ist wie die Milz, welche bei der Magerkeit andrer Glieder anschwillt. — Auch werden die Klagen über die Kälte der Jahreszeit zum Murren gegen den König. Unter dieser andächtigen, sanften Majestät brechen die Galgen von der Zahl der Gehängten und die Schaffot-Blöcke verfaulen durch Menschenblut; die Gefängnisse bersten, wie vollgepfropfte Bäuche. Der König nimmt mit der einen und henkt mit der andren Hand. Er ist der Staatsprokurator der Dame Abgabe und des Herrn Galgens. Die Großen sind ihrer Würden beraubt, und die Kleinen werden stets durch neue Lasten erdrückt. Der Fürst ist übermäßig gefräßig. Ich liebe ihn nicht; vielleicht Ihr, Meister?“

Der schwarze Mann ließ den schwatzhaften Dichter sprechen, und fuhr fort, den heftigen, engen Strom zu bekämpfen, welcher die vorderste Spitze der Cité von der hinteren Spitze der Insel Notre-Dame trennt, die wir gegenwärtig Insel St. Louis nennen.

„Beiläufig gesagt, Meister,“ begann Gringoire plötzlich auf's Neue; „bemerkte Euer Ehrwürden in dem Augenblick, als wir durch die tollen Landstreicher auf den Vorplatz der Kirche kamen, den armen kleinen Teufel, dem Euer Tauber grade im Begriff war, das Gehirn an dem Geländer der Königs-Galerie zu zerschmet-

tern. Ich bin kurzsichtig und konnte ihn nicht erkennen. Wißt Ihr vielleicht, wer es ist?"

Der Unbekannte erwiederte kein Wort, hörte aber plötzlich auf zu rudern, seine Arme sanken wie zerbrochen nieder, sein Haupt fiel auf die Brust, und Esmeralda hörte ihn krampfhaft seufzen. Sie bebte, denn solche Seufzer hatte sie schon vernommen.

Die sich selbst überlassene Barke ward einige Augenblicke vom Strome fortgetrieben. Endlich aber richtete der schwarze Mann sich wieder auf, ergriff die Ruder und suchte den Strom wieder hinauf zu fahren. Er fuhr um die Spitze der Insel Notre-Dame auf den Landungsplatz des Port-au-Foin zu.

„Ach," sprach Gringoire, „dort steht das Haus Barbeau. Seht, Meister, die Gruppe schwarzer Dächer mit sonderbaren Winkeln unter der niedrigen, faserigen, schmutzigen Wolkenmasse, wodurch der Mondschein, wie das Gelbe eines Eies durch die zerbrochene Schaale, dringt. Das ist ein schönes Haus. Dort steht eine Kapelle, gekrönt mit einem kleinen Gewölbe voll schöner Schnörkel; darüber ragt ein zierlich durchschnittener Thurm. Dann kommt ein schöner Garten mit einem Teich, einem Vogelhaus, einem Echo, einer Mail-Bahn, einem Labyrinth, und vielen schattigen Alleen, welche der Frau Venus sehr angenehm sind. Dort steht auch ein Schelm von Baum, welcher der W o l l ü s t i g e heißt, weil er dem Vergnügen einer berühmten Prinzessin und eines

galanten Dichters, eines Connetables von Frankreich diente. — Ach, wir armen Dichter sind mit einem Connetable verglichen, dasselbe, was ein Kohl- und Radiesen-Beet im Garten des Louvre. Was thut's! das menschliche Leben ist für die Großen wie für uns aus Leid und Freude gemischt. Der Schmerz folgt stets auf die Freude, wie der Spondäus auf den Dactylus. — Meister, ich muß Euch die Geschichte des Hauses Barbeau erzählen. Sie endet tragisch, und ereignete sich 1319 unter Philipp V., dem längsten aller Könige von Frankreich. Die Moral von der Geschichte ist die Lehre, daß die Versuchung des Fleisches boshaft und verderblich ist. Seht die Frau Eures Nachbars nicht zu scharf an, so sehr auch Euer Auge durch Schönheit sich kitzeln läßt. Die Wollust ist ein sehr frecher Gedanke; Ehebruch ein sonderbar Gelüst zum Vergnügen eines Andern.... — Oh, der Lärm verdoppelt sich dort!"

Wirklich mehrte sich der Tumult um Notre-Dame. Sie horchten. Man hörte deutliches Siegesgeschrei. Plötzlich erschienen hundert Fackeln, wodurch die Helme Bewaffneter funkelten, auf allen Höhen der Kirche, auf den Thürmen, Galerieen, unter den Gewölbpfeilern. Die Fackeln schienen Etwas zu suchen, und bald konnten die Flüchtlinge deutlich die Worte vernehmen: „Die Zigeunerin! die Hexe! Es sterbe die Zigeunerin!"

Das Haupt der Unglücklichen sank in ihre Hände, und der Unbekannte ruderte mit heftiger Anstrengung

wüthend auf das Ufer zu. Unser Philosoph versank in Nachsinnen, er drückte die Ziege in die Arme, und rückte sacht von der Zigeunerin fort, die sich stets näher an ihn drängte, als sei er der Einzige, der ihr bliebe.

Gewiß war Gringoire in grausamer Verlegenheit. Er dachte, nach den bestehenden Gesetzen werde auch die Ziege gehängt, wenn sie wieder ertappt würde. Wie schade! die arme Djali! Zwei Verurtheilte neben ihm sei zu viel; auch sein Gefährte wünsche ja Nichts mehr, als die Rettung der Zigeunerin auf sich zu nehmen. In seinen Gedanken ward ein heftiger Streit gekämpft, worin er, wie Jupiter in der Ilias, die Zigeunerin und die Ziege gegen einander abwog. Er beschaute sie nach einander mit feuchten Augen und murmelte zwischen den Zähnen: „Ich kann euch doch nicht beide retten!“

Durch eine Erschütterung des Kahn's merkten sie endlich, daß dieser an's Land stieß. Der unheilvolle Lärm füllte noch immer die Cité. Der Unbekannte stand auf, ging auf die Zigeunerin zu, und wollte sie am Arm ergreifen, um ihr bei'm Heraussteigen zu helfen. Sie stieß ihn zurück, hing sich an Gringoire's Aermel, der sie seinerseits, mit der Ziege beschäftigt, beinah zurückstieß. Da sprang sie allein aus dem Kahn. Sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie that und wohin sie ging. Bewußtlos sah sie einen Augenblick das Wasser fließen. Als sie ein wenig wieder zu sich kam, stand sie mit dem Unbekannten allein auf dem Hafen. Grin-

goire schien den Augenblick des Ausschiffens benutzt zu haben, sich mit der Ziege hinter den Häusern der Rue Grenier=sur=l'Eau fortzustehlen.

Die arme Zigeunerin erbebte, als sie sich mit dem Manne allein sah. Sie wollte sprechen, schreien, Gringoire rufen; ihre Zunge war im Munde wie erstarrt und kein Laut kam über ihre Lippen. Plötzlich fühlte sie die Hand des Unbekannten auf der ihrigen. Sie war kalt und stark. Der Mann sprach kein Wort. Schnell ging er auf den Grève=Platz zu, und riß sie mit sich fort. In dem Augenblick empfand sie, das Verhängniß sei unwiderstehlich. Sie hatte alle Hoffnung verloren und ließ sich laufend, während er ging, fortreißen. An dem Ort geht der Kai ein wenig bergauf; ihr aber schien, er gehe bergab.

Sie ließ den Blick nach allen Seiten hin schweifen. Niemand ging vorüber. Der Kai war gewöhnlich einsam. In der Nähe vernahm sie kein Geräusch, nur den Lärm entfernter Männer in der tobenden und roth glühenden Cité, wovon sie nur durch einen Arm des Flusses getrennt war, und von wo ihr Name, mit Todesgeschrei untermischt, bis zu ihren Ohren gelangte. Das übrige Paris war in Dunkel gehüllt.

Der Unbekannte riß sie unter demselben Schweigen und mit derselben Schnelle fort. Sie erkannte keinen Ort, wo sie gingen. Als sie endlich bei einem erleuchteten Fenster vorüber kam, versuchte sie eine letzte An=

strengung und rief: „zu Hülfe!“ Ein Bürger kam im Hemde mit einer Lampe zum Vorschein, sah mit stumpfem Blick auf den Kai, sprach einige Worte, die sie nicht verstand und schloß die Fensterlade. Da erlosch für sie der letzte Hoffnungsschimmer.

Der schwarze Mann sprach keine Sylbe, er hielt sie fest und ging noch schneller. Sie folgte ihm mit gebrochenem Muthe.

Bisweilen sammelte sie ein wenig Kraft und sprach, von Stößen auf dem Pflaster und vom Keuchen unterbrochen: — „Wer seid Ihr? Wer seid Ihr?“ — Er gab keine Antwort.

So gelangten sie, den Kai hinablaufend, auf einen ziemlich großen Platz. Der Mond schien ein wenig. Sie standen auf dem Grève-Platze. Man sah in der Mitte ein großes stehendes Kreuz; dies war der Galgen. Sie erkannte ihn, und wußte jetzt, wo sie war.

Der Mann stand still, wandte sich zu ihr, und hob seine Kapuze auf. „Oh,“ stammelte sie erschrocken, „ich wußte wohl, er sei es!“

Der Mann blieb stehn. Sein Antlitz im Mondschein war wie das eines Gespenstes; wie es scheint, sieht man bei dem Lichte nur die geisterhaften Umrisse der Dinge.

„Hier,“ sprach er, und sie zitterte beim Ton dieser unheilvollen Stimme, die sie schon lange nicht mehr vernommen hatte. Er fuhr fort in kurzen, keuchenden Rucken, welche durch ihre Gewaltsamkeit ein heftiges

inneres Zittern enthüllen. „Höre! hier stehn wir! Ich will dich sprechen. Dies ist der Grève-Platz, ein äußerster Punkt. Das Verhängniß überliefert uns einander. Ich entscheide über dein Leben, du über meine Seele. Hier ist ein Platz und eine Nacht, worüber man nie hinausblickt. Höre, was ich sage. Zuerst sprich nicht von deinem Phoebus! (Er ging bei dem Namen hin und her, wie ein Mensch, der nicht auf einem Platze stehen bleiben kann, und riß sie stets hinter sich mit fort.) „Sprichst du den Namen aus, so weiß ich nicht, was ich thun werde, aber gewiß etwas Furchtbares."

Als er dies gesprochen, stand er wie ein Körper, der seinen Schwerpunkt wieder gefunden, still; aber seine Worte enthüllten noch immer heftige Bewegung. Seine Stimme ward immer leiser. „Wende den Kopf nicht um, höre mich: die Angelegenheit ist ernst. Höre, was vorging — oh, ich schwöre dir, darüber lacht man nicht — Was sagte ich doch? Erinnere mich daran. — Ah so! das Parlament erließ einen Beschluß, welcher dich dem Tode wieder überliefert. Ich habe dich ihren Händen entrissen, aber sie verfolgen dich. Seh! —"

Er streckte den Arm zur Cité aus. Die Nachsuchungen schienen fortgesetzt zu werden. Der Lärm kam näher. Der Thurm des Hauses du Lieutenant, welcher dem Grève-Platz gegenüber lag, war voll von Getöse und Fackelschein. Man sah auf dem entgegengesetzten Kai Soldaten mit Fackeln und unter dem Geschrei um-

herlaufen: „die Zigeunerin! wo ist die Zigeunerin! Todt! Todt!“

„Du siehst, sie verfolgen dich und ich lüge nicht. Ich liebe dich! — Oeffne den Mund nicht; sprich noch Nichts, wenn du mir sagen willst, wie du mich hassest. Ich will dies nicht mehr hören. — Ich rettete dich. — Laß mich enden. — Ich kann dich gänzlich retten. Alles habe ich bereitet. Du brauchst nur zu wollen. Komm, wenn du willst.“

Er unterbrach sich heftig: „Nein, so darf ich nicht reden.“

Sie mit sich fortreißend, (denn er ließ sie nicht los) lief er grade auf den Galgen zu, zeigte ihn ihr und sprach kalt: „Wähle zwischen uns Beiden.“

Sie riß sich los, sank am Fuße des Galgens nieder, umarmte dies Gerüst des Todes, wandte ihr schönes Haupt zur Hälfte um und blickte den Priester über die Schulter an. So glich sie der heiligen Jungfrau am Fuße des Kreuzes. Der Priester stand unbeweglich da, erhob den Arm noch immer zum Galgen, und glich, indem er die Stellung beibehielt, einer Statue.

Endlich sprach die Zigeunerin: „Vor dem Galgen schaudere ich noch weniger wie vor Euch!“

Da ließ er seinen Arm langsam sinken, und beschaute das Pflaster mit dem tiefsten Schmerz. „Könnten die Steine reden,“ sprach er, „so würden sie sagen, ich sei der unglücklichste Mensch!“

Das Mädchen knieete vor dem Galgen und ließ, von ihrem langen Haar umflossen, ihn weiter reden; jetzt nahm seine Stimme einen sanften klagenden Ton an, welcher mit dem rauhen Stolz seiner Züge in schmerzlichem Gegensatz stand. Er begann wieder:

„Ich liebe Euch! Oh! wie wahrhaft! So theilt denn dies Herz dir Nichts von dem Feuer mit, welches das meinige verbrennt! Ach, Mädchen, Tag und Nacht! ja, Tag und Nacht! Verdient dies kein Mitleid? Ich sage dir, die Liebe quält mich Tag und Nacht! Sie gleicht der Folter. — Oh, armes Kind, ich leide unendlich. — Ich versichre dich, ich bin des Mitleids werth. Du siehst, ich rede sanft mit dir. Ich möchte wohl, daß du nicht so vor mir schaudertest. — Ist es die Schuld eines Mannes, wenn er ein Weib liebt? Oh Gott! Du wirst mir nie verzeihn? Stets mich hassen? Es ist vorbei! Siehst du, so werd' ich ein Bösewicht! Ich schaudre vor mir selbst. — Du blickst mich nicht einmal an. Du denkst vielleicht an Etwas andres, während ich auf der Schwelle der Ewigkeit für uns beide zitternd mit dir rede. — Vor Allem sprich mir nicht von jenem Offizier! — Wie? ich sollte dir zu Füßen stürzen! Ich sollte nicht deine Füße (du wirst es nicht wollen), nein, den Boden unter deinen Füßen küssen; ich werde schluchzen wie ein Kind, aus meiner Brust, nicht Worte, nein, mein Herz und meine Eingeweide reißen, dir zu zeigen, wie ich dich liebe, und Alles wäre vergeblich! — Und dennoch ist

deine Seele zart und gütig; du strahlst von Sanftmuth, du bist mitleidig und schön. Ach, nur für mich bist du boshaft! Oh, welch Verhängniß!“

Er verbarg sein Gesicht mit den Händen. Das Mädchen hörte ihn weinen. Dies war das erste Mal, daß er Thränen vergoß. Stehend und vom Schluchzen erschüttert, war er elender und flehender, als läge er auf den Knieen. Eine Zeit lang weinte er, dann fuhr er fort:

„Auf! nach diesen ersten Thränen finde ich keine Worte mehr. Ich hatte doch überlegt, was ich dir sagen wollte. Jetzt zittre ich und beb' ich; meine Kraft entschwindet im entscheidenden Augenblick. Ich empfinde, wie etwas Gewaltiges uns umschlingt, und ich stammle. Oh! ich werde auf's Pflaster sinken, habt Ihr kein Mitleid mit Euch und mit mir. Verurtheilt uns beide nicht! Wüßtet Ihr, wie ich Euch liebe! wie glühend mein Herz! Jegliche Tugend habe ich von mir gestoßen! Ich verzweifle an mir selbst. Ein Gelehrter spotte ich der Wissenschaft; ein Edelmann schände ich meinen Namen, ein Priester mach' ich mein Missil zum Kopfkissen der Wollust, speie meinen Gott in's Gesicht. Und Alles nur deinetwegen, Zauberin! Um deiner Hölle würdig zu werden! Und du verschmähst den Verdammten! Und daß ich Alles sage! Noch mehr! Noch Furchtbareres!“

Bei diesen letzten Worten schien er wahnsinnig zu werden. Er schwieg einen Augenblick; dann begann er, als ob er mit sich selbst spräche, laut rufend: „Kain, wo

ist dein Bruder?“ Nach einer neuen Pause fuhr er fort: „Was ich mit ihm begann, Herr? ich nahm ihn auf, ernährte, erzog, vergötterte, tödtete ihn! Ja, Herr, man zerschmetterte ihm an deinem Hause auf dem Stein sein Haupt, wegen meiner, wegen dieses Weibes, wegen ihr . . . .“

Sein Auge war starr; seine Stimme erlosch, er wiederholte mehrere Male maschinenmäßig in langen Zeiträumen, wie eine Glocke, die ihre letzte Vibration verlängert: „wegen ihr . . . . wegen ihr . . . .“ Dann brachte seine Zunge keinen Laut mehr hervor, aber es regten sich seine Lippen. Plötzlich stürzte er kraftlos gebeugt zusammen, und saß auf dem Boden ohne Bewegung, sein Haupt zwischen die Kniee drückend.

Das Mädchen zog ihren Fuß unter ihm weg, und diese Berührung brachte ihn wieder zu sich. Langsam strich er mit der Hand über seine hohlen Wangen und betrachtete einige Augenblicke betäubt seine nassen Finger. — „Oh!“ murmelte er, „ich habe geweint!“

Dann wandte er sich plötzlich mit unaussprechlicher Beklemmung wieder zur Zigeunerin.

„Ach, ungerührt hast du mich weinen sehn! Kind, weißt du auch, diese Thränen sind Lavaströme. Ach! es ist nur zu wahr! Kein Unglück derer, die man haßt, vermag den Feind zu rühren. Sähst du mich sterben, du lächeltest! Oh! ich will dich nicht sterben sehn! Ein Wort! Ein einziges Wort der Verzeihung! Sag nicht,

daß du mich liebst, nur, daß du mir wohl willst. Dies genügt, ich rette dich. Sonst . . . . . Ach! die Stunde entfliegt. Ich beschwöre dich bei Allem, was dir heilig ist, warte nicht, bis ich von Stein, wie der Galgen werde, der dich erwartet. Denke, daß ich unser beider Geschick in der Hand halte, daß ich wahnsinnig, schrecklich bin! daß ich Alles fallen zu lassen vermag, daß vor uns ein bodenloser Abgrund gähnt, wo mein Sturz den deinen ewig verfolgen wird. Ein Wort der Güte! Ein Wort, nur ein Wort!“

Sie öffnete den Mund, ihm zu antworten. Er sank vor ihr auf die Kniee, um ein Wort anbetend zu vernehmen, vielleicht ein Wort des Mitleids, das auf ihren Lippen schwebte. Sie aber sagte: „Ihr seid ein Mörder!“

Der Priester ergriff wüthend ihren Arm, und ließ ein höllisches Gelächter erschallen! „Ja! Mörder!“ rief er aus, „dich werd' ich haben. Ich schleppe dich zum Zuchfluchtsort, den ich bereitet. Du wirst, du mußt mir folgen, oder ich überliefre dich. Schau, du mußt sterben oder mein sein! Du mußt mir, dem Priester, dem Mörder, dem Abtrünnigen angehören! Noch heute Nacht! verstehst du? Auf, Mädchen, sei munter! Küsse mich, Thörin! Ein Grab oder mein Bett!“

Sein Auge funkelte vor Wuth und Begierde. Sein lüsterner Mund röthete den Hals des Mädchens. Sie rang in seinen Armen; er bedeckte sie mit schäumenden Küssen.

„Beiß mich nicht, Ungeheuer!" rief sie aus. „Verhaßter, aussätziger Mönch! Laß mich! Ich reiße dir deine häßlichen, grauen Haare aus, und werfe sie dir in's Gesicht."

Er erröthetete, erblaßte, ließ sie los und beschaute sie mit düsterer Miene. Sie hielt sich für siegreich und fuhr fort: „Ich sage dir, ich gehöre meinem Phoebus, ich liebe Phoebus und Phoebus ist schön! Du, Priester, bist alt und häßlich! Geh!"

Er stieß einen furchtbaren Schrei, wie ein Unglücklicher aus, den man mit glühendem Eisen brennt. — „Stirb," sprach er unter Zähneknirschen. Sie sah seinen furchtbaren Blick und wollte fliehn. Er ergriff, schüttelte sie, warf sie zu Boden, ging mit schnellen Schritten auf die Ecke der Tour Roland zu, und schleppte sie an ihren schönen Händen hinter sich her auf dem Pflaster.

Dort angekommen, wandte er sich zu ihr. „Zum letzten Mal! willst du mein sein?" Sie erwiederte mit Kraft: „Nein!" da rief er laut: „Gudule, Gudule, hier ist die Zigeunerin! räche dich!"

Das Mädchen fühlte, wie sie am Elbogen gepackt ward. Sie sah sich um; ein fleischloser Arm kam aus der Luke hervor, und hielt sie mit eiserner Hand.

„Halte sie fest," sprach der Priester, „es ist die entwischte Zigeunerin. Laß sie nicht los. Ich hole Sergeanten. Du wirst sie am Galgen sehn."

Ein Lachen aus tiefer Kehle erwiederte aus dem Inneren der Mauer auf die blutigen Worte. — Ha! ha! ha! — Die Zigeunerin sah, wie der Priester nach der Brücke Notre-Dame hinlief. Man hörte in dieser Richtung das Stampfen der Pferdehufe.

Das Mädchen erkannte die boshafte Klausnerin. Vor Schrecken keuchend, suchte sie sich loszureißen, sie krümmte sich, zuckte verzweifelnd wie im Todeskrampfe, allein die Klausnerin hielt sie mit unerhörter Kraft. Die knochigen und magern Finger krümmten sich, drangen in das Fleisch der Zigeunerin und umschlossen rings ihren Arm. Es war, als ob die Hand an den Arm genietet haftete; fester wie Kette, Halseisen und eiserner Ring; die Hand war wie eine lebende Zange, die aus der Mauer emporragte.

Erschöpft sank endlich die Zigeunerin an die Mauer. Da erfaßte sie Schauder vor dem Tode. Sie dachte an die Schönheit des Lebens, ihre Jugend, an den Anblick des Himmels und der Natur, an die Liebe, an Phoebus, an Alles, was jetzt entfloh und sich nahete, an den Priester, der sie angab, den Henker, der kommen würde, an den Galgen, der vor ihr stand. Die Furcht stieg bis zu den Wurzeln der Haare empor, und sie vernahm das düstre Lachen der Klausnerin, die leise zu ihr sprach: „Ha, ha, ha, du wirst bald am Galgen baumeln!“

Da wandte sie sich sterbend zur Luke, und sah die

fahle Gestalt der Klausnerin hinter den Eisenstangen. „Was that ich Euch?“ sprach sie fast entseelt.

Die Klausnerin erwiederte nichts, und murmelte mit singendem, gereiztem, spöttischem Ton: „Zigeunermädchen! Zigeunermädchen!“

Die unglückliche Esmeralda ließ ihr Haupt unter ihre Haare versenken, und sah ein, daß sie vor einem nicht mehr menschlichen Wesen stand.

Plötzlich rief die Klausnerin, als ob die Frage der Zigeunerin so viel Zeit bedurft hätte, um zu ihren Gedanken zu gelangen. „Was du mir gethan hast, fragst du? Was du mir gethan hast, Zigeunerin? Höre! Ich hatte ein Kind — ein Kind — ein schönes Mädchen. Ach, meine Agnes! (Sie rief dies wie wahnsinnig und küßte etwas im Dunkeln.) Ja, Zigeunermädchen, mein Kind ward gestohlen, gefressen! Das hast du mir gethan!“

Das Mädchen antwortete sanft wie ein Lamm: „Ach, vielleicht war ich damals noch nicht geboren.“

„Oh ja,“ erwiederte die Klausnerin, „du mußtest geboren sein! Sie wäre so alt wie du. Fünfzehn Jahre weile ich schon hier, fünfzehn Jahre bete ich, fünfzehn Jahre dulde ich, fünfzehn Jahre stoße ich mein Haupt gegen die Mauern! Zigeuner stahlen es mir und zerfleischten es mit ihren Zähnen! Hast du ein Herz? Denk dir ein Kind, das spielt, saugt, schläft. So unschuldig! Ja, sie stahlen, tödteten es! Gott weiß es. Heute ist die Reihe an mir, ich zerfleische die Zigeune-

rin. Oh, ich wollte dich beißen, wäre das Gitter nicht zu eng. Mein Kopf ist zu dick. Die arme Kleine! während sie schlief, weckten sie, stahlen sie die Zigeuner! Sie mochte schreien! Umsonst! Oh ihr Zigeunermütter, ihr fraßt mein Kind! Jetzt seht das Eure!"

Sie lachte und knirschte mit den Zähnen. Auf dem wüthenden Antlitz konnte man das Eine vom Andern nicht unterscheiden. Der Tag brach an. Ein halbes Licht erleuchtete die Scene, und der Galgen trat immer deutlicher auf dem Platze hervor. Die arme Verurtheilte glaubte Hufgeräusch, das näher kam, zu hören. Sie faltete die Hände, sank außer sich, wahnsinnig aus Furcht auf die Knie und rief: „Habt Mitleid! Sie kommen, ich that Euch nichts! Wollt Ihr mich vor Euern Augen so furchtbaren Todes sterben sehn! Gewiß, Ihr fühlt Mitleid. Wie schrecklich! Laßt mich fliehn! Laßt mich los! Gnade! So möchte ich nicht sterben."

„Gib mir mein Kind zurück!" sprach die Klausnerin. — „Gnade! Gnade!" — „Gib mir mein Kind!" — „Laßt mich los, im Namen Gottes!" — „Gib mir mein Kind!"

Das Mädchen sank erschöpft, gebrochen nieder; ihr Blick war gläsern, als läge sie schon in der Grube. „Ach, stammelte sie, Ihr sucht Euer Kind, ich meine Eltern."

„Gib mir meine Agnes," fuhr Gudule fort. „Du weißt nicht, wo sie ist? So stirb. Ich war ein Freudenmädchen. Ich hatte ein Kind, Zigeuner stahlen es

mir. Du siehst, jetzt mußt du sterben. Kömmt deine Mutter, die Zigeunerin, dich zu suchen, dann sag' ich: Mutter, beschau den Galgen! Gib mir mein Kind, Mädchen! Weißt du, wo es ist? Hier ist sein Schuh. Alles, was mir von ihm blieb. Weißt du, wo der andre ist? Wenn du es weißt, so sag es, und ist es selbst am andern Ende der Erde, will ich ihn auf den Knien suchen!"

Mit den Worten streckte sie auch den andern Arm aus der Luke und zeigte der Zigeunerin den kleinen gestickten Schuh. Es war schon so hell, daß diese Gestalt und Farben erkennen konnte.

„Zeigt ihn mir!" rief die Zigeunerin bebend aus. „Gott! Gott!" und zugleich öffnete sie heftig mit ihrer noch freien Hand den kleinen mit grünem Glase geschmückten Beutel, den sie am Halse trug.

„Hole nur dein Amulet des Teufels hervor," murmelte die Klausnerin. Plötzlich aber schwieg sie, zitterte an allen Gliedern und rief mit einer Stimme, die aus den innersten Eingeweiden drang: „Meine Tochter!"

Die Zigeunerin hatte einen kleinen Schuh aus dem Beutel gezogen, der durchaus dem anderen gleich war. Daran war ein Pergament gebunden, worauf die Reime standen:

Hast du den andern Schuh gesehn,
Wird deine Mutter vor dir stehn.

Schnell wie der Blitz verglich die Klausnerin beide Schuhe, las die Inschrift des Pergaments, heftete an

die Eisenstangen ihr von himmlischer Freude strahlendes Antlitz und rief: „Meine Tochter! Meine Tochter!"

„Meine Mutter!" erwiederte die Zigeunerin.

Hier verzichten wir auf die Schilderung.

Beide wurden durch die Mauer und die Eisenstangen von einander getrennt. „Oh die Mauern!" rief die Klausnerin aus; „sie zu sehen und nicht zu umarmen! Deine Hand!"

Das Mädchen streckte ihren Arm durch die Luke; die Klausnerin stürzte auf die Hand ein, heftete darauf ihre Lippen, versank gleichsam in diesem Kuß, und gab kein andres Lebenszeichen als ein Schluchzen, das von Zeit zu Zeit ihre Hüften erhob. Sie weinte im Dunkel schweigend in Strömen, wie ein Nachtregen. Die arme Mutter leerte in Fluthen auf dieser angebeteten Hand den schwarzen und tiefen Brunnen der Thränen, der in ihr war, und worin sie tropfenweis ihren Schmerz schon fünfzehn Jahre filtrirt hatte.

Plötzlich erhob sie sich, strich ihr langes schwarzes Haar von der Stirn, und riß, ohne ein Wort zu reden, mit beiden Händen, und wüthender wie eine Löwin, am Eisengitter. Die Stangen hielten. Da holte sie aus einem Winkel ihrer Zelle einen großen Stein, der ihr zum Kopfkissen diente, und schleuderte ihn mit solcher Heftigkeit, daß eine Stange, Funken sprühend, zerbrach. Ein zweiter Wurf stieß das eiserne Kreuz, welches die Luke verrammelte, gänzlich ein. Da zerbrach und ent-

fernte sie mit beiden Händen die verrosteten Stäbe des Gitters. Die Hände einer Frau besitzen in einzelnen Augenblicken übernatürliche Kraft.

Als so der Durchgang gebahnt war, und dies geschah in weniger Zeit als einer Minute, faßte sie das Mädchen mitten um den Leib und zog sie in ihre Zelle. „Komm," sprach sie, „ich will dich aus dem Abgrund retten."

Als ihre Tochter in der Zelle stand, legte sie sie sanft auf den Boden, nahm sie wieder auf, trug sie in ihren Armen, als wäre sie noch stets die kleine Agnes, und lief in ihrer engen Zelle trunken, wie wahnsinnig, schreiend, weinend und lachend umher.

„Meine Tochter! meine Tochter!" sprach sie. „Ich habe meine Tochter! Der liebe Gott gab sie mir zurück! Kommt Alle! Wollt ihr sehn, daß ich meine Tochter habe? Herr Jesus, wie schön sie ist! Guter Gott, fünfzehn Jahre ließt du mich warten, um sie mir schöner zurückzugeben. Die Zigeunerinnen hatten sie nicht gefressen! Wer hat mir das gesagt? Tochter, kleine Tochter, küsse mich! Die guten Zigeunerinnen! Du bist's! Ach darum klopfte mir das Herz, so oft du vorüber gingst. Ich hielt es für Haß. Verzeihe mir, Agnes, verzeihe mir. Du glaubtest, ich sei böse. Wie liebe ich dich! Hast du noch dein Mahl am Halse! Ja. O wie schön! Von mir hast du die großen Augen. Küsse mich, ich liebe dich. Jetzt mögen die andern Mütter Kinder

haben, es gilt mir gleich. Hier ist meines. Sie mögen kommen. Seht seine Augen, seinen Hals, seine Haare. Nichts ist so schön wie das. Oh, in die wird sich Mancher verlieben! Ich weinte fünfzehn Jahre lang. Alle meine Schönheit entschwand, und ging auf dich über. Küsse mich!"

Sie sprach noch andere trunkene Worte, deren Schönheit im Tone lag, brachte die Kleidung des armen Mädchens in Unordnung, bis diese erröthete, flocht ihr Seidenhaar, küßte ihr den Fuß, das Knie, Stirn und Augen, ward über Alles entzückt. Das junge Mädchen ließ sie gewähren, und wiederholte leise mit unendlicher Sanftmuth in Zwischenräumen: „Meine Mutter!"

„Siehst du, Mädchen," begann die Klausnerin aufs Neue, „ich will dich lieben. Wir gehn von hier und werden glücklich sein. Ich habe ein kleines Gut in Reims, unserer Vaterstadt, geerbt. Du kennst Reims? Ach nein, du kennst es noch nicht. Du warst zu klein. Oh, wüßtest du, wie schön du schon vier Monat alt warst. Du hattest so schöne Füße, daß man sieben Stunden weit, von Epergay, herkam, sie zu sehen. Wir haben ein Feld und ein Haus. Ich lege dich in mein Bett. Gott! Gott! wer hätte das glauben sollen! Ich habe meine Tochter!"

Das Mädchen fand endlich in ihrer Aufregung Kraft, die Worte zu sprechen: „O Mutter, die alte Zigeunerin hatte es mir gesagt. Unter uns war eine alte, gute Zigeunerin, die vergangenes Jahr starb, und mich immer

wie eine Amme wartete. Sie hing mir den Beutel um den Hals, und sagte immer: Kleine, bewahr diesen Edelstein. Es ist ein Schatz, durch ihn findest du deine Mutter wieder. Deine Mutter trägst du am Halse. — Die Zigeunerin hatte es mir vorhergesagt.“

Die Klausnerin umfing auf's Neue ihre Tochter mit den Armen. „Komm, daß ich dich küsse!“ sprach sie zärtlich. „Sind wir zu Hause, dann will ich ein Jesuskind mit Schuhen schmücken. Wir sind das der heiligen Jungfrau schuldig. Gott, welche schöne Stimme! Als du mir so eben etwas sagtest, klang das wie Musik. O Gott! Herr! endlich fand ich meine Tochter. Ist es glaublich? Ich bin unbesiegbar für den Tod, sonst wäre ich vor Freude gestorben.“ Dann klatschte sie wieder in die Hände und rief: „Wir werden glücklich sein!“

In dem Augenblick erschallte die Zelle von Waffengeklirr und Pferdegalopp, der von der Brücke Notre-Dame auf dem Kai immer näher zu dringen schien. Aengstlich stürzte die Zigeunerin in die Arme der Klausnerin.

„Rettet mich! Rettet mich! Mutter, sie kommen!

Die Klausnerin erblaßte. „O Himmel, was sagst du? Ich hatte vergessen, daß du verfolgt wirst. Was hast du gethan?“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte das unglückliche Mädchen, „aber ich bin verurtheilt zu sterben.“ — „Zu sterben!“ sprach Gudule, und wankte, als sei sie vom Blitz

getroffen. „Zu sterben!“ sagte sie wieder und betrachtete ihre Tochter mit starrem Blick.

„Ja, Mutter,“ erwiederte das Mädchen außer sich, „sie wollen mich tödten, und jetzt kömmt man, mich zu greifen. Jener Galgen ist für mich. Rettet mich! rettet mich! Sie kommen! Rettet mich!“

Die Klausnerin stand einige Augenblicke regungslos wie versteinert da, dann schüttelte sie den Kopf, als hege sie Zweifel, und stieß plötzlich das furchtbare Gelächter aus, das ihr wiederkehrte: „Ho! ho!“ rief sie, „du erzählst mir einen Traum! Ich hätte sie fünfzehn Jahre verloren und finde sie wieder nur auf eine Minute. Man sollte sie mir nehmen und doch ist sie schön und groß, spricht mit mir, liebt mich, und jetzt sollten sie unter den Augen der Mutter sie zerfleischen. O nein, das ist unmöglich. Der liebe Gott erlaubt das nicht!“

Jetzt schien der Reiterschwarm zu halten, und man vernahm eine Stimme in der Ferne: „Hierher, Herr Tristan! Der Priester sagte, wir müßten sie am Ratzenloch finden.“ Dann begann wieder das Getöse der Pferdehufe.

Mit dem Schrei der Verzweiflung richtete die Klausnerin sich auf. „Rette dich! Rette dich, Kind, jetzt fällt mir Alles wieder ein! Du hast Recht! O wie furchtbar! Fluch ihnen! Rette dich!“

Sie steckte den Kopf durch die Luke, zog ihn aber schnell zurück. „Bleib,“ sprach sie leise, kurz und düster,

indem sie die mehr todte als lebendige Hand der Zigeunerin drückte. „Bleib! Athme nicht! Ueberall stehen Soldaten. Du kannst nicht fort, es ist schon zu hell."

Ihre Augen waren trocken und brennend. Einen Augenblick sprach sie nichts, ging mit großen Schritten in ihrer Zelle umher, blieb dann wieder stehen, riß sich Büschel ihrer grauen Haare vom Haupte und zerriß diese dann mit den Zähnen. Plötzlich sprach sie: „Sie kommen. Ich will mit ihnen sprechen. Verstecke dich dort im Winkel. Sie werden dich nicht sehn. Ich will ihnen sagen, du wärst entschlüpft und daß ich dich losgelassen habe.

Dann legte sie ihre Tochter (sie hielt sie in ihren Armen) in einer Ecke der Zelle nieder, den man von außen nicht sehen konnte. Sie ließ sie niederducken, legte sie so zurecht, daß weder ihre Hand noch ihr Fuß aus dem Dunkel hervorragten, band die schwarzen Haare los und breitete diese über das weiße Kleid aus, und stellte vor Esmeralda ihren Krug und ihren Pflasterstein, denn sie glaubte, beide würden ihre Tochter verbergen. Dann sank sie beruhigt auf die Knie und betete. Der Tag, welcher so eben erst angebrochen war, hatte das Ratzenloch noch nicht erhellt.

In dem Augenblick erschallte die höllische Stimme des Priesters dicht bei der Zelle: „Hieher, Capitän Phoebus von Chateaupers!"

Bei dem Namen bewegte sich Esmeralda, die im Winkel duckte. „Rühr dich nicht,“ sprach Gudule.

Kaum hatte sie diese wenigen Worte gesprochen, als das Geräusch von Männern, Pferden und Schwertern an der Luke blieb. Die Mutter stand schnell auf und stellte sich vor die Luke sie zu verstopfen. Sie sah eine große Zahl bewaffneter Männer zu Fuß und zu Pferde, die auf dem Grèveplatz aufgestellt waren. Ihr Führer stieg vom Pferde und ging auf sie zu. „Alte Frau,“ sprach dieser Mann mit harten und wilden Zügen, „wir suchen eine Hexe, um sie zu hängen, und man sagte uns, du müßtest sie haben.“

Die arme Mutter nahm, so viel es ihr möglich war, eine gleichgültige Miene an, und erwiederte: „Ich verstehe nicht recht, was Ihr wollt.“ Der Andre sprach: „Gottes Haupt! Welch ein Lied sang denn der verrückte Archidiakonus? Wo ist er?“ — „Gnädiger Herr,“ sprach ein Soldat, „er ist verschwunden.“ — „Altes, verrücktes Weib, lüge nicht,“ sprach der Befehlshaber. „Man gab dir eine Hexe zur Bewachung. Wo ist sie geblieben?“

Die Klausnerin wollte, um keinen Verdacht zu erwecken, nicht Alles leugnen, und erwiederte im mürrischen, aufrichtigen Ton: „Meint Ihr ein großes Mädchen, die man mir so eben in die Hand gab, um sie fest zu halten, so sag' ich Euch, sie hat mich gebissen und ich ließ sie laufen.“

Der Commandant schnitt das verdrießliche Gesicht

getäuschter Erwartung. „Lüge nicht, altes Gespenst,“ begann er auf's Neue; „ich heiße Tristan l'Hermite und bin Gevatter des Königs.“ Dann fügte er hinzu, indem er auf dem Grèveplatz seinen Blick umherschweifen ließ: „Der Name da findet hier Wiederhall.“ — „Und wärt Ihr Satan l'Hermite,“ erwiederte Gudule, die wieder Hoffnung faßte, „so könnte ich Euch nichts andres sagen, als daß ich mich vor Euch nicht fürchte.“

„Gottes Haupt,“ sagte Tristan, „du bist mir eine Gevatterin. So! die Hexe hat sich gerettet; wohin ist sie gelaufen?“

Gudule erwiederte in sorglosem Ton: „Ich glaube in die Rue du Mouton.“

Tristan wandte den Kopf und gab seinen Leuten ein Zeichen, sich wieder in Marsch zu setzen. Die Klausnerin athmete freier.

„Gnädiger Herr,“ sprach plötzlich ein Häscher, „fragt doch die alte Fee, warum die Eisenstangen ihres Gitters so gebrochen sind.“

Die unglückliche Mutter begann auf's Neue zu zittern, verlor aber nicht ganz ihre Geistesgegenwart. „Sie sind schon lange so gewesen,“ stammelte sie. — „Bah!“ wandte der Häscher ein, „noch gestern war hier ein schönes schwarzes Kreuz, das Andacht erweckte.“

Tristan warf einen Seitenblick auf die Klausnerin: „Ich glaube, die Gevatterin wird verlegen.“

Die Unglückliche fühlte, Alles hinge von ihrer Fas-

sung ab. Den Tod im Herzen begann sie zu lächeln. Mütter besitzen solche Kraft. „Bah!“ sprach sie, „der Mensch ist betrunken. Jetzt ist es schon länger als ein Jahr, daß ein Wagen voll Steine auf meine Luke fiel, und das Gitter zerbrach. Wie schimpfte ich da den Fuhrmann!

„Ja,“ sprach ein andrer Häscher, „sie hat Recht, ich war dabei.“

Ueberall finden sich Leute, die Alles gesehn haben. Das unverhoffte Zeugniß des Häschers flößte der Klausnerin wieder Muth ein, während sie in in diesem Verhöre gleichsam einen Abgrund auf der Schärfe des Schwertes überschritt. Sie war aber zu einem immerwährenden Wechsel von Hoffnung und Unruhe verurtheilt.

„Wenn ein Wagen das gethan hat,“ erwiederte der erste Soldat, „so mußten die Eisenstäbe nach Innen gebogen sein. Sie sind es aber nach Außen.“

„He! He!“ sprach Tristan zum Soldaten, „du hast eine Nase wie ein Untersuchungsrichter im Chatelet. Altes Weib, was kannst du darauf entgegnen?“

„Gott!“ rief sie in der äußersten Verzweiflung, und ihre Stimme bezeugte wider ihren Willen, daß ihr Auge in Thränen schwamm, „ich schwör es Euch, gnädiger Herr, ein Wagen hat das Gitter zerbrochen. Ihr hört ja, jener Mann hat's gesehn. Und was hat dies mit Eurer Zigeunerin zu schaffen?“ — „Hum!“ brummte Tristan.

„Teufel!“ begann der Soldat, durch Tristan's Lob ermuthigt, auf's Neue, „der Bruch des Eisens ist ganz frisch.“

Tristan erhob sein Haupt. Sie erblaßte. „Wie lange sagtet Ihr doch, ist's schon her, daß der Wagen Euer Gitter zerbrach?“ — „Einen Monat, vierzehn Tage, ich weiß es nicht mehr, gnädiger Herr.“ — „So eben sagte sie noch, es wäre schon ein Jahr,“ bemerkte der Soldat. — „Das schielt,“ sprach der Prévôt. — „Gnädiger Herr,“ rief sie aus, noch immer an die Luke sich lehnend, und befürchtend, jene möchten aus Argwohn den Kopf hineinstecken, um in die Zelle zu sehen, „gnädiger Herr, ich schwöre Euch, ein Wagen zerbrach das Gitter. Ich schwör's bei den Engeln des Paradieses. War es nicht ein Wagen, so will ich ewig verdammt sein, und leugne Gott!“ — „Du bist ja sehr hitzig in deinem Schwur,“ sagte Tristan mit dem Blick eines Inquisitors.

Das arme Weib fühlte, wie ihre sichere Haltung immer mehr und mehr nachließ. Sie beging Ungeschicklichkeiten, und fühlte erschreckt, daß sie nicht gesagt hatte, was sie hätte sagen sollen.

Jetzt kam ein andrer Soldat mit den Worten hinzu: „Gnädiger Herr! die alte Fee hat gelogen. Die Hexe kann sich in die Straße du Mouton nicht gerettet haben. Die Kette war dort die ganze Nacht hindurch ausgespannt, und der Kettenwächter hat Niemand vorüber gehn sehn.

Tristan, dessen Antlitz immer mehr Unheil verkündete, fuhr die Klausnerin an: „Nun, was hast du jetzt noch zu sagen?“

Sie suchte auch diesem Unfall die Stirne zu bieten: „Was weiß ich, gnädiger Herr, ich konnte mich täuschen. Ich glaube wirklich, daß sie über den Fluß setzte.“

„Das ist ja die entgegengesetzte Seite. Es ist doch aber nicht wahrscheinlich, daß sie in die Cité zurück wollte, wo man sie verfolgt. Altes Weib, du lügst!“

„Auch ist keine Fähre an dieser Seite des Wassers, eben so wenig wie an der andern,“ fügte der erste Soldat hinzu.

„Sie kann durch den Fluß geschwommen sein,“ erwiederte die Klausnerin, welche Fuß für Fuß das Terrain vertheidigte. — „Können Weiber schwimmen?“ fragte der Soldat.

„Gottes Haupt! Altes Weib, du lügst, du lügst,“ begann Tristan auf's Neue voll Zorn. „Ich habe große Lust, die Hexe jetzt zu lassen, um dich zu hängen. Eine Viertelstunde auf der Folter zieht dir vielleicht die Wahrheit aus dem Schlund. Komm, du sollst uns folgen!“

Begierig griff sie diese Worte auf. „Wie Ihr wollt, gnädiger Herr; wohlan, die Folter, ich will sie! Führt mich fort. Schnell! Schnell! Gehen wir sogleich!“ — Während der Zeit, dachte sie, wird sich meine Tochter retten können.

„Gottes Tod!“ sprach der Prévôt, welch ein sonder-

barer Appetit nach der Folter: Dies verrückte Weib ist mir unerklärbar."

Ein alter grauköpfiger Sergeant der Wache trat hervor und sagte zum Prévôt: „Gnädiger Herr, sie ist wirklich verrückt. Ihre Schuld ist's nicht, daß die Zigeunerin sich losriß. Fünfzehn Jahre versehe ich schon die Wache und höre wie sie alle Abende die Zigeunerweiber mit Flüchen ohne Ende verwünscht. Wenn wir die kleine Zigeunerin mit der Ziege verfolgen, wie ich glaube, so verabscheut sie diese vor Allen."

Gudule raffte ihre Kräfte zusammen und sprach: „Ja, die da vor Allen."

Das einstimmige Zeugniß aller Sergeanten von der Wache bestätigte diese Worte. Tristan l'Hermite verzweifelte, Etwas aus der Klausnerin herauszubringen, und wandte ihr den Rücken. Diese sah unter heftigem Herzklopfen, wie er langsam auf sein Pferd zuging. „Wohlan!" murmelte er zwischen den Zähnen, „zur Aufsuchung! ich lege mich nicht schlafen, bevor die Zigeunerin gehängt ist." Dennoch zögerte er einige Zeit, bis er wieder auf's Pferd stieg. Gudule schwebte zwischen Leben und Tod, wie er auf dem Platze die unruhige Miene eines Jagdhundes umherschweifen ließ, welcher in seiner Nähe das Lager des Wildes wittert und nur mit Widerstreben sich entfernt. Endlich schüttelte er den Kopf und schwang sich auf den Sattel. Das so furchtbar erdrückte Herz der Klausnerin erweiterte sich und sie sprach leise,

mit einem Blick auf ihre Tochter, welche sie bis dahin noch nicht anzuschauen gewagt hatte: „Gerettet!"

Das arme Mädchen kauerte bis dahin, ohne sich zu rühren und fast ohne zu athmen im Winkel, indem der Gedanke des Todes ihr stets vor Augen schwebte. Von dem Auftritt zwischen Tristan und der Alten war ihr Nichts entgangen, und die Angst ihrer Mutter fand stets bei ihr Wiederhall. Sie hörte das allmählige Krachen des Fadens, der sie über dem Abgrund noch hielt; zwanzig Mal glaubte sie, er zerreiße, und fühlte endlich ihren Fuß auf festem Boden. In dem Augenblick vernahm sie, wie eine Stimme dem Prévôt zurief: „Bei'm Teufel! Herr Prévôt, das geht mich Nichts an. Ich bin ein Krieger, und hänge keine Hexen. Der Pöbel ist niedergehauen, drum mögt Ihr jetzt Eure Sache allein abmachen, und erlauben, daß ich zu meiner Compagnie zurückkehre, denn die ist ohne Kapitän." — Die Stimme war die des Phoebus von Chateaupers. Die Gefühle der Esmeralda sind unbeschreibbar. Dort war ihr Beschützer, ihr Geliebter, ihr Freund, ihre Freistatt, ihr Phoebus! Sie stand auf, und bevor ihre Mutter sie daran verhindern konnte, stürzte sie an die Luke und rief! „Phoebus! mein Phoebus! Komm zu mir!"

Phoebus war verschwunden, denn so eben war er um die Ecke der Straße de la Coutellerie gallopirt. Aber Tristan war noch nicht fort.

Mit Gebrüll stürzte die Klausnerin auf ihre Tochter;

mit Gewalt riß sie diese zurück, so daß ihre Nägel in deren Nacken drangen. Eine Tigerin, die Mutter ist, sieht so genau nicht zu . . . Allein es war zu spät; Tristan hatte schon genug gesehen.

„Oh! oh!“ rief er mit einem Lächeln, welches seine Zähne entblößte und seiner Gestalt das Ansehn einer Wolfsschnauze verlieh; „zwei Mäuse im Mauseloch!“

„Das dacht' ich!“ sprach der Soldat.

Tristan klopfte ihm auf die Schulter: „Du bist ein guter Kater! — Wohlan! wo ist Henriet Cousin?“

Ein Mann, der weder das Antlitz, noch das Kleid eines Soldaten trug, trat aus ihren Reihen hervor. Sein Kleid war halb braun, halb grau, seine Haare flach abgeschnitten, seine Aermel von Leder; in der dicken Hand trug er ein Bündel Stricke. Dieser Mann war ein immerwährender Begleiter Tristan's, der ein immerwährender Begleiter Ludwig's XI. war.

„Freund,“ sprach Tristan zu ihm, „ich glaube, dort ist die Hexe, die wir suchen. Du sollst sie hängen. Hast du deine Leiter bei dir?“ — Jener erwiederte: „Eine Leiter hole ich mir aus dem Schoppen des Pfeilerhauses. Sollen wir auf der Gerechtigkeit da die Sache abmachen?“ Hierbei zeigte er auf den steinernen Galgen. — „Ja.“ — „So! so!“ sagte jener Mann mit einem noch roheren als Tristan's Lachen. „Wir brauchen nicht weit zu gehn.“ — „Schnell! Mache die Sache ab, nachher kannst du lachen.“

Als alle Hoffnung verloren war, da Tristan die Tochter gesehen hatte, sprach die Klausnerin kein Wort. Das halb todte, arme Mädchen warf sie in den Winkel ihrer Höhle, stellte sich an die Luke, und stützte beide Hände auf die Ecke des Gesimses wie zwei Klauen. In dieser Stellung ließ sie ihren Blick, der wild und wahnsinnig geworden war, unerschrocken über alle Soldaten schweifen. Als Henriet Cousin sich der Luke näherte, nahm ihre Gestalt einen so wüthenden Ausdruck an, daß er zurückfuhr.

„Gnädiger Herr,“ sagte er wieder umkehrend zum Prévôt; „welche soll ich hängen?“ — „Die Junge.“ — „Desto besser. Wie es scheint, wäre es nicht so leicht mit der Alten.

Henriet Cousin trat auf die Luke zu. Der Blick der Mutter bewirkte, daß er seine Augen niederschlug. Er sagte etwas furchtsam: „Madame ....“

Sie unterbrach ihn mit leiser und wüthender Stimme: „Was willst du?“ — „Nicht Euch, die Andre.“ — „welche Andre?“ — „Die Junge.“

Sie schüttelte den Kopf und rief: „Hier ist Niemand! Hier ist Niemand! Hier ist Niemand!“ — „Ja,“ antwortete der Henker, „Ihr wißt das besser als ich. Laßt mich die Junge hängen. Euch will ich nichts zu Leide thun.“

Sie sprach mit sonderbarem Grinsen: „Du willst

mir Nichts zu Leide thun?“ — „Ueberlaßt mir die Andere. Der Herr Prévôt will nur die.“

Sie wiederholte mit dem Ausdruck des Wahnsinns: „Hier ist Niemand!“ — „Ich sage Euch, hier ist Jemand. Wir sahen Alle, daß Eurer zwei waren.“ — „Sieh hinein, steck' deinen Kopf durch die Luke.“

Der Henker besah die Nägel ihrer Mutter, und wagte nicht, ihrer Aufforderung zu folgen.

„Eile!“ schrie Tristan, der unterdeß seine Leute im Kreise um das Ratzenloch aufgestellt hatte, und zu Pferde neben dem Galgen hielt.

Henriet kehrte ganz verlegen zum Prévôt zurück. Seine Stricke legte er auf den Boden und drehete mit linkischer Miene seinen Hut in der Hand. „Gnädiger Herr,“ fragte er, „wie soll ich eindringen?“ — „Durch die Thür.“ — „Es ist keine da.“ — „Durch's Fenster.“ — Es ist zu eng.“ — „Nun, so mach' es weiter. Hast du keine Steinhaue?“

Die Mutter sah lauernd im Hintergrunde ihrer Höhle zu. Sie hoffte Nichts mehr, wußte nicht, was sie thun sollte, aber wollte nicht, man solle ihre Tochter ihr nehmen.

Henriet holte sein Henkergeräth aus dem Schoppen des Pfeilerhauses, mit der Doppel-Leiter, die er sogleich am Galgen aufstellte. Fünf oder sechs Leute der Prévôté bewaffneten sich mit Brecheisen und Tristan ritt wieder auf die Luk zu.

„Altes Weib," sprach der Prévôt in trocknem Tone, „überliefre uns gutwillig das Mädchen da!"

Sie sah ihn an, als verstände sie ihn nicht.

„Gottes Haupt," begann Tristan auf's Neue, „warum hinderst du uns, die Hexe da zu hängen, wie es dem König gefällt?"

Der Elende, verzog den Mund zu seinem wilden Lachen. — „Warum? sie ist meine Tochter."

Bei dem Tone, womit dies Wort gesprochen wurde, bebte sogar Henriet Cousin.

„Es thut mir leid," sagte der Prévôt, „allein es ist der Wille des Königs."

Sie sprach mit verdoppeltem furchtbarem Gelächter: „Was kümmert mich dein König, dein König? Ich sage dir, sie ist meine Tochter!"

„Durchbrecht die Mauer!" sprach Tristan.

Um eine ziemlich breite Oeffnung zu bewirken, genügte das Ausbrechen einer Lage Steine unter der Luke. Als die Mutter vernahm, wie Brecheisen und Hebel ihre Festung minirten, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus; dann rannte sie, wie ein wildes Thier im Käfig, mit schrecklicher Geschwindigkeit in ihrer Zelle auf und ab. Sie sprach Nichts mehr; aber ihre Augen flammten. Die Soldaten standen wie erstarrt da. Plötzlich ergriff sie ihren Stein, lachte und schleuderte ihn mit beiden Fäusten auf die Arbeiter. Aber ihre Hände zitterten; der nicht stark genug geworfene Block traf

Niemand und blieb unter den Füßen von Tristan's Pferd liegen. Sie knirschte mit den Zähnen.

Unterdeß war es ganz hell geworden, obgleich die Sonne noch nicht am Himmel stand; ein schöner rosiger Schein färbte heiter die alten einfallenden Kamine des Pfeilerhauses. Es war die Stunde, wo die Dachfenster aufgeschlossen werden. Einige Bürger und Fruchtverkäufer auf ihren Eseln, die zu den Hallen gingen, durchzogen den Grèveplatz, hielten einen Augenblick vor der Soldatengruppe am Ratzenloch, betrachteten dies mit Erstaunen und gingen weiter. Die Klausnerin setzte sich zu ihrer Tochter, bedeckte sie mit ihrem Körper, blickte starr und hörte, wie dies arme Kind, ohne sich zu rühren, murmelte: „Phoebus! Phoebus!“ Je weiter die Soldaten in ihrer Arbeit zu kommen schienen, zog sich die Mutter maschinenmäßig zurück, und drückte ihre Tochter an die Mauer. Plötzlich sah die Klausnerin (denn sie stand Schildwache, und wandte den Blick nicht ab), wie der Stein wankte, und zugleich vernahm sie die Stimme Tristan's, der seine Leute ermuthigte. Da raffte sie sich aus der Erstarrung, worin sie seit einigen Augenblicken versunken war, und schrie auf: „Hohoho!“ — Während sie sprach, zerschnitt ihre Stimme das Ohr wie eine Säge, oder stammelte, als ob alle Flüche sich an ihre Lippen drängten, um auf einmal auszubrechen: „Schrecklich! Ihr seid Räuber! Wahrhaftig, wollt ihr meine Tochter stehlen! O, ihr Feiglinge! Ihr Henkers-

knechte! Elende Mörder! Zu Hülfe! zu Hülfe! Feuer! Sie wollen mir mein Kind stehlen! Gibt es einen Gott!"

Dann wandte sie sich schäumend mit starrem Blick, gesträubtem Haar, zu Tristan, und streckte ihm die Hände wie Pantherklauen entgegen: „Tritt näher! Verstehst du nicht, was ich sagte? Dies Mädchen ist meine Tochter. Weißt du, was es heißt, ein Kind zu besitzen? Wolf, hast du nie bei einer Wölfin gelegen? Hast du nie ein Wölfchen gehabt? Und wenn du Junge hast, und sie heulen, bist du dann so ohne Herz, daß dies nicht klopft?"

„Werft den Stein herunter," sprach Tristan; „er hält nicht mehr."

Die Hebel rückten die schwere Steinlage in die Höhe. Dies war, wie wir schon sagten, die letzte Schutzmauer der Mutter. Sie stürzte darüber hin und wollte sie zurückhalten, kratzte in den Stein mit den Nägeln; aber der schwere, von sechs Menschen in Bewegung gesetzte Stein entschlüpfte ihrer Hand und glitschte die eisernen Hebel entlang auf den Boden.

Als die Mutter den Eingang ausgebrochen sah, stürzte sie sich in die Oeffnung der Bresche, rang die Arme, verrammelte die Bresche mit ihrem Leibe, stieß mit dem Kopf gegen die Steine des Fußbodens, und rief mit einer aus Erschöpfung heiseren Stimme, so daß man sie kaum vernahm: „Zu Hülfe, Feuer, Feuer!"

„Ergreift das Mädchen,“ sprach Tristan, noch immer hartherzig.

Die Mutter betrachtete die Soldaten auf so furchtbare Weise, daß sie mehr Lust hatten, zurückzuweichen, als vorwärts zu dringen.

„Vorwärts!“ rief der Prévôt; „Henriet Cousin, vorwärts!“

Alle standen still. Der Prévôt schwur: „Christus Haupt! Meine Kriegsleute sind bange vor einem Weibe!“ — „Gnädiger Herr,“ sprach Henriet, „die nennt Ihr ein Weib?“ — „Sie hat Mähnen wie eine Löwin,“ sprach ein Andrer.

„Vorwärts!“ wiederholte der Prévôt, „der Bruch ist breit genug. Marschirt zu Dreien in der Front hinein, wie in die Bresche von Pontoise. Mahom's Tod! Den ersten, der zurückweicht, haue ich in Stücke.“

Die Soldaten, zwischen den Prévôt und die Mutter, die beide droheten, in die Mitte gestellt, schwankten einen Augenblick; dann trafen sie ihre Wahl und drangen vor zum Ratzenloch.

Als die Klausnerin dies sah, richtete sie sich plötzlich auf den Knieen auf, schlug ihre Haare aus dem Gesicht und ließ ihre mageren, geschundenen Hände über die Hüften hinabsinken. Dicke Thränen entträufelten ihren Augen und flossen in einer breiten Runzel, wie ein Strom in seinem Bett, die Wangen hinab. Zugleich versuchte sie zu sprechen, aber in so sanfter, unterwür-

figer, herzzerschneidender Stimme, daß mancher alte Profoß in Tristan's Gefolge, der selbst Menschenfleisch wohl gefressen hätte, sich die Augen trocknete.

„Gnädige Herren, ihr Herren Sergeanten, ein Wort! Ich muß es euch erzählen! Seht, sie ist meine Tochter, mein armes, verlorenes Kind! Hört die Geschichte! Ich kenne die Herren Sergeanten. Sie waren stets gütig gegen mich zu der Zeit, als die Knaben mich mit Steinen warfen, weil ich viel liebte. O, ihr laßt mir mein Kind, wenn ihr meine Geschichte kennt. Ich bin ein armes Freudenmädchen. Zigeunerweiber stahlen mir mein Kind. Fünfzehn Jahre lang bewahrte ich seinen Schuh. Seht, da ist er! welch schöner Fuß. In Reims! die Chantefleurie! Vielleicht habt ihr davon gehört; ich bin's. Ach! in der Jugend verbringt man schöne Stunden. Nicht wahr, gnädige Herren, ihr habt Mitleid mit mir. Die Zigeunerweiber haben sie mir gestohlen, und versteckten sie fünfzehn Jahre lang. Denkt euch, ich hielt sie für todt. Fünfzehn Jahre lebte ich in dieser Höhle, ohne Feuer im Winter. Wie hart! Der arme kleine Schuh! Ich wehklagte, bis der liebe Gott mich hörte. In dieser Nacht schenkte er mir mein Kind. Das ist ein Wunder vom lieben Gott. Ihr werdet sie nicht tödten; o gewiß, ihr nehmt sie mir nicht. Wäre ich's, so wollt' ich Nichts sagen; aber ein sechzehnjähriges Mädchen. Laßt ihm Zeit, die Sonne zu schauen. — Was that sie euch? Nichts. Ich auch nicht. O wüßtet ihr doch, daß ich nur

dies Mädchen habe, wie alt ich bin, und daß die heilige Jungfrau sie mir sendet. Ihr seid ja alle so gut. Ihr wußtet nicht, daß sie meine Tochter war. Jetzt wißt ihr's. O Herr Prévôt, ich hätte lieber ein Loch in meinen Eingeweiden, als eine Schramme an ihrem Finger. Ihr seht so gütig aus. Was ich euch sage, erweicht euch. Gnädiger Herr, wenn ihr eine Mutter habt, so laßt mir mein Kind. Ich bitte euch auf den Knieen, wie man zum Herrn Jesus betet. Ich bitte Niemand um Etwas. Ich bin von Reims, gnädige Herren. Ich besitze ein kleines Feld von meinem Onkel Mahiet Pradon. Ich bin keine Bettlerin. Ich will Nichts, als mein Kind. O, ich will mein Kind behalten. Gott, der Herr, hat es mir nicht umsonst gegeben. Ihr sagt, der König wolle es so. Ihm wird es gewiß kein Vergnügen machen, daß man meine Tochter tödtet. Der König ist ja auch so gut. O, sie ist meine Tochter! Sie ist mein. Sie gehört dem König nicht. Sie ist nicht Euer! Wir wollen fort. Zwei Frauen, die fortgehen wollen, Mutter und Tochter, läßt man gehen. Laßt uns gehen. Wir sind aus Reims. O, ihr Herren Sergeanten, seid so gut. Ich lieb' euch all. Ihr nehmt mir meine Kleine nicht. Unmöglich! Nicht wahr, das ist unmöglich. Mein Kind! mein Kind!"

Wir wollen es nicht versuchen, ihre Bewegungen, ihre Stimme, ihre Thränen, die sie redend trank, das Ringen ihrer Hände, ihr herzzerreißendes Lachen, ihre

schwimmenden Blicke, ihr Geseufz, die erschütternden Laute zu beschreiben, die sie mit ihren wahnsinnigen, abgebrochenen Worten vermischte. Als sie schwieg, runzelte Tristan l'Hermite seine Brauen, doch nur, um eine Thräne zurückzudrängen, die in seinem Tigerauge rollte. Er überwand seine Schwäche und sprach kurz: „Der König will's."

Dann neigte er sich zum Ohre Henriet Cousin's und sprach leise: „Mach' schnell!" — Der furchtbare Prévôt mochte fühlen, daß ihm der Muth entschwand.

Der Henker trat mit den Sergeanten in die Zelle. Die Mutter leistete keinen Widerstand. Sie schleppte sich nur zu ihrer Tochter, und stürzte über sie hin. Die Zigeunerin sah, wie die Soldaten herantraten, und ward durch Todesfurcht wieder belebt. — „Mutter!" rief sie, mit unaussprechbaren Lauten der Verzweiflung; „sie kommen! vertheidigt mich!" — „Ja, Liebe, ich vertheidige dich," erwiederte die Mutter mit erloschener Stimme, drückte sie eng in ihre Arme und bedeckte sie mit Küssen. Als beide so auf dem Boden lagen, boten sie einen Anblick, des Erbarmens würdig.

Henriet Cousin umfaßte das Mädchen unter ihren schönen Schultern. Als sie die Hand fühlte, sank sie mit einem Ausruf in Ohnmacht. Der Henker, aus dessen Augen reichliche Thränen auf sie hinfielen, wollte sie in seinen Armen forttragen. Er versuchte, die Mutter loszureißen, die ihre Arme gleichsam wie einen Gürtel um

ihre Tochter geschlungen hatte; allein sie klammerte sich so fest an das Mädchen, daß dies unmöglich war. Henriet Cousin schleppte also das Mädchen mit der Mutter aus der Zelle. Auch die Mutter hielt die Augen geschlossen.

In dem Augenblick erhob sich die Sonne am Himmel, und auf dem Platze war schon eine ziemliche Volksmenge versammelt, welche von fern betrachtete, was man so auf dem Pflaster zum Galgen schleifte. So war Tristan's Verfahrungsart bei Hinrichtungen. Er konnte es nicht leiden, daß Neugierige sich herandrängten. An den Fenstern befand sich Niemand. Man sah nur von Weitem auf dem Thurm von Notre-Dame, der den Grèveplatz beherrscht, zwei Männer als schwarze Punkte auf dem Hintergrunde des klaren Himmels, welche zuzusehen schienen.

Henriet Cousin blieb an der verhängnißvollen Leiter mit dem, was er hinter sich schleifte, stehen; er war so tief gerührt, daß er fast ohne zu athmen den Strick um den schönen Hals des Mädchens schlang. Das unglückliche Kind empfand die furchtbare Berührung des Hanfes. Sie schlug die Augen auf und erblickte über ihrem Haupte den starren Arm des Galgens. Sie schüttelte sich und rief mit lauter, verzweifelnder Stimme: „Nein, nein! Ich will nicht!“ Die Mutter, deren Haupt in den Kleidern der Tochter versenkt sich verlor, sprach kein Wort. Man sah allein, wie sie am ganzen Körper bebte, und

hörte, wie sie ihre Küsse verdoppelte. Der Henker benutzte diesen Augenblick, um mit Gewalt den Arm der Mutter loszureißen, den sie um ihre Tochter drückte. Aus Erschöpfung oder Verzweiflung ließ sie ihn gewähren; dann nahm er das Mädchen auf die Schultern, von wo sie anmuthig sich biegend über seinen Kopf hinabsank. Endlich setzte er den Fuß auf die Leiter, um hinanzusteigen.

In dem Augenblick schlug die auf das Pflaster hingesunkene Mutter die Augen auf. Ohne einen Schrei auszustoßen, richtete sie sich mit furchtbarem Ausdruck in die Höhe; dann stürzte sie, wie ein Thier auf seine Beute, auf die Hand des Henkers, und biß hinein. Dies geschah mit der Schnelligkeit des Blitzes. Der Henker heulte vor Schmerz. Man eilte herbei und befreite mit Mühe seine blutende Hand von den Zähnen der Mutter. Diese schwieg. Man stieß sie hart zurück, und bemerkte, daß ihr Haupt dumpf auf das Pflaster fiel. Man hob sie auf, und ließ sie wieder hinfallen. Sie war todt. Der Henker, welcher das Mädchen nicht losgelassen hatte, stieg die Leiter hinan.

2. La creatura bella bianco vestita.

Dante.

Als Quasimodo sah, die Zelle sei leer und die Zigeunerin verschwunden und entführt, während er sie vertheidigte, fuhr er mit den Händen in seine Haare und

zitterte vor Schmerz und Ueberraschung. Dann durchrannte er die ganze Kirche, heulte mit sonderbarem Schrei in allen Ecken der Mauer, streute seine ausgerissenen rothen Haare auf den Fußboden. Dies geschah grade in dem Augenblick, als die Schützen des Königs in die Kirche drangen, die Zigeunerin zu suchen. Quasimodo half ihnen, ohne ihre unheilvolle Absicht (der arme Taube!) zu merken. Er glaubte sogar, die Feinde der Zigeunerin wären die Landstreicher. Er führte selbst Tristan l'Hermite in alle nur möglichen Schlupfwinkel, öffnete ihm die geheimen Thüren, die Doppelgründe der Altäre, die hinteren Sakristeien. Wäre die Unglückliche noch da gewesen, so hätte sie in die Hände der Verfolger fallen müssen. Als Tristan aus Ermüdung, Nichts zu finden, sich endlich vom Suchen abschrecken ließ (und dies war nicht leicht), setzte Quasimodo ganz allein seine Nachforschung fort. Zwanzig-, hundertmal durchlief er den Thurm von oben bis unten, nach der Länge und Breite, stieg auf und nieder, rief, suchte, heulte, steckte seinen Kopf in alle Löcher, trug eine Fackel in alle Gewölbe, verzweifelte im Wahnsinn. Ein Männchen, das n Weibchen verlor, brüllt nicht lauter und verstörter. Endlich, als es ihm ganz offenbar war, er könne sie nicht mehr auffinden, sie sei ihm gestohlen und verloren, stieg er langsam die Thurmtreppe hinan, dieselbe Treppe, die er am Tage ihrer Rettung, voll Entzücken und im Triumph hinaufgeeilt war. Er durchschritt wieder die-

selben Orte, gesenkten Hauptes, ohne Stimme, ohne Thränen, fast ohne Athem. Die Kirche war wieder verlassen und schweigend. Die Häscher und Soldaten waren fortgegangen, um die Hexe in der Stadt aufzuwittern. Quasimodo, ganz allein in der ungeheuren Kathedrale, die noch kurz vorher belagert und so lärmend war, schritt wieder auf die Zelle zu, wo die Zigeunerin so viele Wochen unter seiner Hut geschlafen hatte. Als er näher trat, bildete er sich ein: dort müsse er sie finden. Als er im Umwenden bei der Galeriebiegung, welche an das Dach stößt, stand, erblickte er das enge Kämmerchen mit dem kleinen Fenster und der niedrigen Thür unter einem Schwibbogen, wie das Nest eines Vogels unter einem Zweige. Da fühlte er, wie ihm der Muth entschwand, und er stützte sich auf einen Pfeiler, um nicht umzusinken. Er bildete sich ein, sie sei vielleicht zurückgekehrt, ein guter Geist habe sie hergeführt. Das Kämmerchen sei zu sicher, zu schön und zu ruhig, als daß sie nicht da sein sollte. Er wagte keinen Schritt zu thun, um seine Täuschung sich nicht zu benehmen. — „Ja," sprach er zu sich selbst, „vielleicht schläft oder betet sie. Ich will sie nicht stören." Endlich nahm er allen Muth zusammen, schritt auf den Fußzehen vor, sah und trat hinein. Die Zelle war aber leer. Der unglückliche Taube durchging sie langsam, hob das Bett in die Höhe, als wolle er sehen, ob sie zwischen dem Boden und der Matratze versteckt läge. Dann schüttelte er den

Kopf, und stand wie blödsinnig. Plötzlich zertrat er wüthend die Fackel, und stürzte, ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Seufzer auszustoßen, in vollem Lauf mit dem Kopfe gegen die Mauer, und sank ohnmächtig auf das Steinpflaster.

Als er wieder zu sich kam, warf er sich auf's Bett, wälzte sich umher, küßte wahnsinnig den noch warmen Platz, wo das Mädchen geschlafen hatte, lag einige Minuten unbeweglich, als wolle er dort sterben; dann stand er, von Schweiß triefend, keuchend, rasend auf, stieß den Kopf gegen die Wand mit dem regelmäßigen Schlage seiner Glocken, und dem Entschluß eines Menschen, der ihn sich zerschmettern will. Endlich sank er erschöpft zum zweitenmal nieder, kroch auf den Knieen aus der Zelle, duckte in der Stellung des Erstaunens vor der Thür. So lag er länger als eine Stunde ohne Bewegung, mit den Augen auf die einsame Zelle, düsterer und nachsinnender, wie eine Mutter zwischen einer leeren Wiege und einem gefüllten Sarge. Er sprach kein Wort; nur in Zwischenräumen bewegte ein lautes Schluchzen heftig seinen Körper; doch dies war ein Schluchzen ohne Thränen, wie das Wetterleuchten im Sommer ohne Blitze.

Wie es schien, dachte er damals an den Archidiakonus, als er im verzweifelnden Nachsinnen überlegte, wer wohl der unerwartete Entführer der Zigeunerin sein könne. Er erinnerte sich, Dom Claude allein besitze den

Schlüssel zur Treppe, die zur Zelle führte; er gedachte der nächtlichen Versuche des Archidiakonus gegen das junge Mädchen; wie er bei dem einen geholfen, aber den andern verhindert hatte. Tausend besondere Einzelnheiten fielen ihm ein, und bald hegte er keinen weiteren Zweifel, der Archidiakonus habe die Zigeunerin entführt. Dennoch hatte seine Achtung vor dem Priester, seine Erkenntlichkeit, seine Liebe und Ergebenheit zu diesem Mann so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, daß sie sogar in diesem Augenblick den Krallen der Eifersucht und der Verzweiflung widerstand.

Als er dachte, der Archidiakonus habe dies gethan, verwandelte sich der tödtliche, blutige Zorn, den er dadurch gegen jeden Andern würde gefühlt haben, im Augenblick, wo es sich um Claude Frollo handelte, nur in tieferen Schmerz des armen Tauben.

Im Augenblick, wo sein Gedanke so auf dem Priester haftete, sah er, als der Morgenschein die Gewölbpfeiler weiß färbte, wie im oberen Stock von Notre-Dame, an der Biegung des obern Geländers eine Gestalt einherschritt. Dies war der Archidiakonus. Claude ging ernst und langsam einher. Vor sich sah er nicht, und ging auf den nördlichen Thurm zu, allein er wandte seitwärts sein Gesicht zum rechten Seineufer. Den Kopf trug er aufrecht, als wolle er etwas über die Dächer hinaus aufsuchen. Oft hat der Uhu diese schräge Stellung, fliegt auf einen Punkt zu, und sieht auf einen

andern. Der Priester ging an Quasimodo, ohne ihn zu sehen, vorüber.

Der Taube, versteinert durch diese plötzliche Erscheinung, sah, wie er in das Thor der nördlichen Treppe hineinging. Der Leser weiß, daß man hier das Stadthaus erblickt. Quasimodo stand auf und folgte dem Archidiakonus. Er stieg die Treppe hinan, um zu erfahren, weßhalb der Priester hinaufging. Uebrigens wußte der arme Glockenläuter nicht, was er beginnen sollte. Er war voll Wuth und Furcht. Der Archidiakonus und die Zigeunerin erregten in seinem Herzen einen heftigen Kampf.

Als er auf den Gipfel des Thurms gelangte, untersuchte er vorsichtig, bevor er aus dem Dunkel der Treppe hinaustrat, wo der Archidiakonus stand. Der Priester wandte ihm den Rücken. Ein durchbrochenes Geländer umringt die Platte des Kirchthurms. Der Priester, dessen Augen über die Stadt schweiften, stützte die Brust auf die Seite der Balustrade, welche zur Brücke Notre-Dame hin gerichtet ist.

Quasimodo schlich mit Wolfsschritten ihm näher und sah ebenfalls nach derselben Richtung. Auch war die Aufmerksamkeit des Priesters in etwas Anderes so sehr vertieft, daß er selbst die lauteren Schritte Quasimodo's nicht hätte hören können.

Paris, von der Höhe des Thurmes von Notre-Dame bei'm frischen Schein der Morgensonne gesehen, bietet

jetzt ein prächtiges Schauspiel, und zu jener Zeit in noch höherem Grade. Damals mochte man im Juli sich befinden. Der Himmel war durchaus heiter. Das Licht einiger letzten Sterne war im Erlöschen; nur einer, der hellste am Himmel, glänzte im Osten. Die Sonne war im Begriff, aufzugehen. Paris begann sich zu regen. Ein weißes und sehr reines Licht ließ alle Pläne, welche die tausend Häuser nach Osten zu bilden, hervorspringen. Der Riesenschatten der Kirchthürme reichte von Dach zu Dach, von einem Ende der großen Stadt bis zum andern. In einigen Quartieren herrschte schon Geräusch. Hier ertönte der Schall einer Glocke, dort der Schlag eines Hammers, dort das Klirren eines fahrenden Wagens. Auf der Oberfläche der Dächer drangen schon einzelne Rauchsäulen wie aus den Spalten einer ungeheuren Lavadecke hervor. Der Fluß, welcher seine Fluth an so viel Brücken und so viel Inselspitzen bricht, war grau mit silbernen Falten. Rings um die Stadt, jenseits der Mauern, verlor sich der Blick in einem Kreise flockenartiger Dünste, hinter denen man die unendliche Linie der Ebenen und die anmuthige Bauchung der Weiler erblickte. Alle Arten zitternden Geräusches schwebten über der halberwachten Stadt. Im Osten trieb der Wind weiße Wollflocken, die er dem nebligen Fließ der Hugel entrissen, vor sich her.

Auf dem Vorplatz zeigten sich einige gutmüthige Frauen mit ihrem Milchtopf in der Hand, voll Erstau-

nen, das sonderbar verfallene Aussehn des Hauptthores von Notre-Dame, und zwei Bleiströme, die in den Sandsteinrinnen erstarrt waren, beschauend. Quasimodo's Scheiterhaufen zwischen den Thürmen war erloschen. Tristan hatte schon den Platz abfegen und abwaschen und die Todten in die Seine werfen lassen. Könige, wie Ludwig XI., tragen Sorge, so schnell als möglich das Pflaster nach einem Gemetzel reinigen zu lassen.

Außerhalb der Balustrade des Thurmes und zwar grade unter der Stelle, wo der Priester stand, war eine phantastisch geschnittene Dachrinne, wovon die gothischen Gebäude starren, und in der Spalte dieser Rinne waren zwei hübsche Levkoyen, die vom Hauche des Windes geschüttelt und gleichsam lebendig, sich muthwilligen Gruß zuzunicken schienen. Ueber den Thürmen hörte man fern in der Luft das Geschrei der Vögel.

Der Priester aber sah und hörte Nichts von dem. Er gehörte zu den Menschen, für die es weder Morgen, noch Vögel, noch Blumen gibt. Auf dem ungeheuren Horizont, der rings um ihn so viele Aussichten bot, war seine Betrachtung nur auf einen einzigen Punkt gerichtet.

Quasimodo brannte von Begier, ihn zu fragen, was er mit der Zigeunerin begonnen habe; allein der Archidiakonus schien in dem Augenblick außerhalb der wirklichen Welt sich zu befinden. Offenbar befand er sich in einer der qualvollsten, leidenschaftlichsten Minuten des Lebens, wo man selbst das Einstürzen der Erde nicht

bemerken würde. Schweigend und unbeweglich stand er da, indem er den Blick auf einen bestimmten Ort heftete. Sein Schweigen und seine Unbeweglichkeit hatten etwas so Furchtbares, daß der wilde Glockenläuter bebte und daran sich zu reiben nicht wagte. Nur folgte sein Blick der Augen-Richtung des Archidiakonus (dies war ja auch eine Art, ihn zu befragen), und so trafen beider Blicke auf den Grève-Platz.

Er sah, was der Priester betrachtete. Die Leiter war am Galgen aufgerichtet. Einiges Volk und viele Soldaten standen auf dem Platze. Ein Mann schleifte etwas Weißes, woran etwas Schwarzes hing, über das Pflaster. Der Mann hielt am Fuß des Galgens. Dann ereignete sich Etwas, was Quasimodo nicht genau sehen konnte. Sein einziges Auge hatte zwar alle Schärfe bewahrt, allein ein dichter Haufen von Soldaten verhinderte ihn, Alles zu sehen. Da erschien die Sonne, und über Paris ergoß sich eine solche Lichtfluth, daß alle Thurmspitzen, Schornsteine und Giebel auf einmal in Feuer zu stehen schienen.

Der Mann stieg die Leiter hinan. Quasimodo sah ihn deutlich. Auf der Schulter trug er ein junges, weiß gekleidetes Mädchen mit einer Schlinge um den Hals. Quasimodo erkannte sie; sie war es. Der Mann gelangte oben auf die Leiter und befestigte den Strick. Der Priester, um besser sehen zu können, kniete auf das obere Geländer. Plötzlich stieß der Mann mit dem Fuße

die Leiter fort, und Quasimodo, der kaum noch athmete, sah das unglückliche Mädchen mit dem Mann an ihren Füßen zwei Ellen über dem Pflaster schweben. Der Strick drehete sich mehrere Male um, und Quasimodo sah, wie furchtbare Zuckungen am Leibe der Zigeunerin hinabliefen. Der Priester betrachtete mit ausgespanntem Halse, mit Augen, die fast aus den Höhlen traten, diese furchtbare Gruppe des Mannes und des Mädchens, der Spinne und der Fliege.

Im furchtbarsten Augenblick zeigte sich ein teuflisches Lachen, wozu man nur dann fähig ist, wenn man aufhört, Mensch zu sein, auf dem leichenfarbenen Antlitz des Priesters. Quasimodo konnte es zwar nicht vernehmen, aber sah es. Der Glockenläuter sprang einige Schritte hinter den Archidiakonus zurück, stürzte plötzlich wüthend auf ihn ein, und stieß ihn mit beiden Händen hinterrücks in den Abgrund hinab, über den Dom Claude sich lehnte.

Der Priester rief: „Verdammung!“ und fiel.

Die Rinne unter ihm hielt ihn auf; er klammerte sich an mit verzweifelnden Händen, und als er den Mund öffnete, um einen zweiten Schrei auszustoßen, sah er über seinem Kopfe am Geländer die rächende und furchtbare Gestalt Quasimodo's und schwieg. Unter ihm gähnte ein Abgrund, ein Fall von mehr als zweihundert Fuß auf das Pflaster. In dieser furchtbaren Lage sprach er kein Wort, ließ keinen Seufzer vernehmen, krümmte

sich aber an der Rinne mit unerhörter Kraftanstrengung, um wieder aufzusteigen. Allein seine Hände faßten keinen Halt auf dem Granit; seine Füße kratzten in die geschwärzte Mauer, ohne einzubeißen. Alle, welche die Thürme von Notre-Dame bestiegen, wissen, daß unmittelbar unter der Balustrade eine Bauchung des Steines sich befindet. Auf diesem zurücktretenden Winkel erschöpfte der Archidiakonus seine Kräfte; er rang auf einer nicht spitzigen, sondern unter ihm fliehenden Mauer.

Quasimodo brauchte ihm nur die Hand zu reichen, um ihn aus dem Abgrund zu ziehen; allein er sah nicht einmal hin. Er blickte nur auf den Grève-Platz, auf den Galgen, auf die Zigeunerin. Der Taube stützte sich mit den Elbogen auf die Balustrade, worauf der Archidiakonus noch vor einem Augenblick knieete, und stand, auf den einzigen Gegenstand blickend, den es in dem Augenblick für ihn auf der Welt gab, regungslos wie ein vom Blitz Getroffener. Ein langer Strom von Thränen entströmte dem einzigen Auge, welches bis dahin nur eine Thräne vergossen hatte.

Der Archidiakonus keuchte. Seine kahle Stirn rieselte von Schweiß, seine Nägel bluteten an dem Stein, seine Kniee wurden an der Mauer geschunden. Er hörte, wie sein Priesterkleid, an der Rinne festgehalten, bei jeder Erschütterung krachte und aufriß. Züm Uebermaaß des Unglücks endete diese Rinne mit einer bleiernen Röhre, die unter der Last seines Körpers sich bog. Der

Archidiakonus fühlte, wie sie allmählig wich. Der Unglückliche sah ein, wann seine Hände durch die Kraftanstrengung gelähmt, das Blei niedergebogen und sein Kleid zerrissen wäre, müsse er hinabfallen. Furcht quälte sein Herz. Bisweilen blickte er verstört auf eine schmale Fläche, zehn Fuß unter sich, die durch einige Skulpturen bewirkt war, und dann flehete er mit verzweifelnder Seele inbrünstig zum Himmel, auf diesem Raum von zwei Quadratfuß sein Leben beschließen zu dürfen, sollte es auch hundert Jahre währen. Einmal sah er unter sich in den Abgrund, aber sogleich schloß er die Augen, und sein Haar sträubte sich empor.

Das Schweigen beider Männer war furchtbar. Während der Archidiakonus, einige Fuß von Quasimodo entfernt, so schrecklich mit dem Tode rang, weinte Quasimodo und blickte auf den Grève-Platz.

Als der Archidiakonus einsah, alle Versuche emporzuklimmen erschütterten nur die schwache, ihm noch bleibende Stütze, faßte er den Entschluß, sich nicht mehr zu rühren. Er umarmte die Rinne, athmete kaum, regte sich nicht, und war ohne alle andere Bewegung als die maschinenmäßige, krampfhafte Zusammenziehung des Magens, welche man in Träumen, wenn man zu fallen wähnt, empfindet. Seine starrenden Augen waren krankhaft und staunend aufgerissen. Allmählig verlor er den letzten Haltpunkt; seine Finger glitschten am Blei, schwächer wurden seine Arme, schwerer schien ihm sein Kör-

per. Die Bleibiegung, woran er sich klammerte, neigte sich mit jedem Augenblick um eine Kerbe dem Abgrund zu. Unter sich sah er das Dach von St. Jean-le-Rond klein wie ein Kartenhäuschen. Nach einander betrachtete er die starren Skulpturen des Thurms, die über den Abgrund eben so ohne Mitleid für ihn hingen, wie er selbst vor ihren Gestalten nicht erschrak. Rings um ihn her war Alles von Stein; vor seinen Augen gähnende Ungeheuer, unter ihm das Pflaster des Platzes, über seinem Haupt der weinende Quasimodo.

Auf dem Vorplatz der Kirche standen einige Gruppen Neugieriger, welche ruhig zu errathen suchten, welcher Narr sich ein so gefährliches Vergnügen machen könne. Der Priester hörte — denn ihre Stimme gelangte zu ihm hell und scharf — wie sie sagten: „Wahrhaftig, er wird sich noch den Hals brechen!"

Quasimodo weinte.

Endlich sah der Archidiakonus, schäumend vor Wuth und Furcht, Alles sei vergeblich. Dennoch raffte er alle Kraft zu einer letzten Anstrengung zusammen. Starr erhob er sich auf der Rinne, stemmte beide Kniee gegen die Mauer, klammerte sich mit den Händen in eine Steinspalte, und klomm vielleicht einen Fuß in die Höhe. Doch bei der Kraftanstrengung bog sich plötzlich der bleierne Schnabel, seine bisherige Stütze, und das Priesterkleid zerriß. Er fühlte, wie Alles unter ihm wich, wie allein seine starren und jetzt auch erschöpften Hände noch an

Etwas sich hielten; da schloß der Unglückliche die Augen, ließ die Rinne los, und stürzte hinab.

Quasimodo sah ihn fallen.

Ein Sturz von solcher Höhe bleibt selten lothrecht. Der Archidiakonus, in die Luft geschleudert, fiel zuerst mit dem Kopf nach unten und mit ausgebreiteten Armen, dann schlug er, mehrere Male sich drehend, um; und endlich trieb ihn der Wind auf das Dach eines Hauses, wo er sich zu zerschmettern begann. Als er dort anlangte, war er noch nicht todt. Der Glockenläuter sah, wie er noch einmal einen Versuch machte, sich mit den Nägeln an dem Giebel zu halten; allein das Dach war zu schräg, und der Archidiakonus hatte alle Kräfte schon erschöpft. Er glitschte schnell auf dem Abhange des Daches, wie ein Dachziegel, hinab, fuhr auf dem Steinpflaster noch einmal in die Höhe, und regte sich nicht mehr.

Quasimodo richtete hierauf den Blick auf die Zigeunerin, an deren Leibe er von Weitem die letzten Zuckungen des Todeskrampfes erblickte; dann schaute er auf den Archidiakonus, der unten am Thurm ohne Menschengestalt ausgestreckt lag, und sprach mit einem Schluchzen, das seine tiefe Brust hoch erhob: „Oh! Alles, was ich liebte!“

3. Des Phoebus Heirath.

Als die Gerichtsbeamten des Bischofs am Abend dieses Tages den zerschmetterten Leichnam des Archidiakonus vom Pflaster aufnahmen, war Quasimodo aus

Notre-Dame verschwunden. Ueber dies Ereigniß wurden mancherlei Gerüchte in Paris verbreitet. Man hegte keinen Zweifel, der Tag sei gekommen, wo Quasimodo, d. h. der Teufel, nach dem Vertrage den Archidiakonus Claude Frollo, d. h. den Hexenmeister, endlich geholt hatte. Man vermuthete, er habe den Leib zerbrochen, um die Seele herauszunehmen, wie Affen zu thun pflegen, wenn sie die Schaale zerbrechen, um den Nußkern zu verspeisen. Deßhalb ward auch der Archidiakonus nicht in geweihter Erde begraben. Ludwig XI. starb im folgenden Jahre 1483, im Monat August.

Pierre Gringoire war so glücklich, die Ziege zu retten, und erlangte auch einigen Beifall im Tragödien-Dichten. Nachdem er, wie es scheint, alle Thorheiten gekostet hatte, die Astrologie, Hermetik, Philosophie und Architektur, kehrte er zur albernsten Thorheit, der Tragödie, zurück; das nannte er: Ein tragisches Ende nehmen. Hinsichtlich seiner dramatischen Triumphe liest man im Rechnungsbuche von Paris nach 1483: „Für Jehan Marchand und Pierre Gringoire, Zimmermeister und Dichter, welche gemacht und geschrieben das bei'm Einzuge des Legaten dargestellte Mysterium, auch die Personen bestellt, angerichtet und bekleidet, wie's zum genannten Mysterium erforderlich war, ferner für Gerüste und Arbeit: 100 Livres.“

Auch Phoebus von Chateaupers nahm ein tragisches Ende, denn er verheirathete sich.

4. Quasimodo's Verheirathung.

Wie wir sagten, war Quasimodo am Todestage der Zigeunerin und des Archidiakonus aus Notre-Dame verschwunden. Man sah ihn nicht wieder und wußte nicht, was aus ihm geworden war.

In der Nacht, welche auf Esmeralda's Hinrichtung folgte, hatten die Henkersknechte ihre Leiche vom Galgen gebunden, und sie, wie es damals Sitte war, in den Keller von Montfaucon getragen.

Montfaucon war, wie Sauval sagt, der älteste und prächtigste Galgen im Königreich. Zwischen den Vorstädten du Temple und St. Martin, ungefähr hundert und sechzig Toisen von den Pariser Mauern, und einige Armbrustschüsse von der Courtille entfernt, sah man auf dem Gipfel eines sich sanft erhebenden Hügels, der aber noch immer groß genug war, um einige Stunden weit gesehen werden zu können, ein sonderbar gestaltetes Gebäude, das einem celtischen Cromlech, wo ja auch Menschenopfer gebracht wurden, ziemlich gleich war.

Man denke sich auf dem Gipfel eines Gipshaufens ein großes gemauertes Parallelepipedum, 15 Fuß hoch, 30′ breit und 40′ lang, mit einem Thor, einer Auffahrt und einer oberen Fläche, auf dieser Fläche 16 ungeheure Pfeiler von Stein als Kolonnade an dreien der vier Seiten, 13 Fuß hoch, und auf dem Gipfel mit starken Balken, von wo Ketten hinabhängen, verbunden; an allen Ketten Skelette, in der Ebene, welche dies Gebäude umgibt, ein steinernes Kreuz und zwei Galgen zweiten

Ranges, welche, als Steckreiser, um den mittleren hervorzusprossen scheinen; endlich am Himmel immerwährende Rabenschwärme; dann erhält man einen Begriff von Montfaucon.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war der furchtbare, 1328 erbaute Galgen schon sehr verfallen. Die Balken waren wurmstichig, die Ketten verrostet, die Pfeiler von Moos grün gefärbt, die gehauenen Steine bei ihren Einfügungen wieder gespalten, und Gras drang auf der oberen Fläche, welche die Füße nicht berührten, hervor. Am Himmel bildete dies Gebäude ein furchtbares Profil, besonders des Nachts, wenn der Mond auf die weißen Schädel schien, oder wenn der Abendwind Ketten und Skelette bewegte und im Dunkel schüttelte. Dieser Galgen genügte, um die Umgegend zu unheilvollen Orten umzuschaffen.

Der steinerne Bau, der dem verhaßten Monumente zur Basis diente, war hohl. Man hatte dort einen ungeheuern Keller gebaut, der von einem alten, verdorbenen Eisengitter geschlossen ward. Dorthin warf man nicht allein die von den Ketten Montfaucon's gelösten Leichen, sondern die Leiber aller andern Unglücklichen, die an den übrigen Galgen von Paris gehängt waren. In dieser tiefen Fleischbank, wo so viel menschlicher Staub, so viele Verbrecher verfaulten, trugen manche Unschuldige, manche Große des Reichs ihre Gebeine, von Enguerrand de Marigny an, der ein Gerechter war und Montfaucon eröffnete, bis zum Admiral von Coligny, der ein Gerechter war und Montfaucon schloß.

Hinsichtlich des geheimnißvollen Verschwindens von Quasimodo konnten wir nur Folgendes entdecken.

Ungefähr zwei Jahre oder achtzehn Monate nach den Ereignissen, welche diese Geschichte schließen, holte man aus dem Keller von Montfaucon die Leiche von Olivier-le-Daim, welcher zwei Tage vorher gehängt war, und dem Karl VIII. die Gnade bewilligte, in besserer Gesellschaft auf dem Kirchhofe von St. Laurent beerdigt zu werden. Da fand man unter den scheuslichen Leichen zwei Skelette, wovon das eine das andre eng umschlungen hielt. Das eine der Skelette war ein weibliches, und an ihm hingen noch einige Fetzen eines früher weißen Kleides; am Halse sah man ein Halsband von Zauberfiguren, mit einem seidenen Beutel, der, mit grünem Glas geschmückt, offen und leer war. Diese Gegenstände hatten offenbar so wenig Werth, daß der Henker sie nicht hatte haben wollen. Das andre Skelett, welches dies weibliche eng umschlungen hielt, war ein männliches. Man bemerkte, die Rückenmarkssäule sei gedreht, der Kopf stehe zwischen den Schultern, und ein Bein sei kürzer, als das andere. Uebrigens war im Genick desselben kein Bruch in der Rückenmarkssäule, so daß der Mann, von dem das Skelett stammte, offenbar nicht gehängt war. Er mußte hieher gekommen, und dann gestorben sein. Als man es von dem andern Skelett, das es umschlungen hielt, lösen wollte, fiel es in Staub zusammen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor, / Adrian, Johann Valentin, / Wagner, Waldemar

Victor Hugo's sämmtliche Werke

Bd.: 15

Frankfurt am Main 1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.57(13/16#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718009-5